

Abriß

— der —

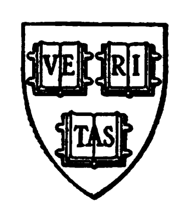
Geschichte der Mennoniten.

Zweites Bändchen:

Die Geschichte des Täufertums im 16. Jahrhundert.

Bearbeitet von
C. H. Wedel,
Professor an Bethel College, einer mennonitischen Bildungsanstalt.

Newton, Kansas,
Schulverlag von Bethel-College,
1902.


VE RI
TAS



Abriß

—der—

Geschichte der Mennoniten.

Zweites Bändchen:

Die Geschichte des Täufertums im 16. Jahrhundert.

Bearbeitet von

C. H. Wedel,

Professor an Bethel-College, einer mennonitischen Bildungsanstalt.

Newton, Kansas,

Schulverlag von Bethel-College,

1902.

A. Wiebusch & Son Prtg. Co., St. Louis, Mo.

Begleitwort.

Ich habe dem zweiten Bändchen dieses „Abrisses“ nichts Besonderes voranzusetzen — als den Wunsch, daß es sich als brauchbar erweisen und daß berufene Kritiker seine Mängel nachsichtig beurteilen möchten. Manche Partien hätten leicht weiter ausgeführt werden können; als ein Schulbuch durfte es aber nicht zu umfangreich werden, somit habe ich mich möglichster Kürze beflissen. Beiläufig mag erwähnt werden, daß dieser „Abriß“ diejenigen Vorkenntnisse voraussetzt, welche durch das Studium unserer „Bilder aus der Kirchengeschichte“ gewonnen werden können. Insonderheit aber möchte dieses Werkchen zu weiterem Erwerb auf diesem Gebiet anregen. Und da sind wir in der glücklichen Lage, bezüglich der in diesem Bändchen behandelten Periode der Geschichte unserer Vorfahren auf eine reiche Litteratur verweisen zu können. Vor allem seien hier die verdienstvollen Werke Dr. Kellers empfohlen. Ganze Paragraphen dieses Bändchens beruhen auf Zusammenfassungen seiner Ausführungen. Außer seinen Werken seien hier noch die hauptsächlichsten andern Quellen erwähnt, welche diesem zweiten Bändchen zugrunde liegen: Zunächst als allgemeine welt- und kirchengeschichtliche Schriften die Werke von Dittmar, Hagenbach, Kurtz, besonders — Möller, III. Band. Sodann die Werke Menno Simons, Dirk Philipps u. a. Spezieller dann:

Keller, die Reformation und die älteren Reformparteien.
- „ Johann Staupitz.
- „ Geschichte der Wiedertäufer und ihres Reichs zu Münster.
- „ Hans Denk.
- „ Zur Geschichte der Altevangelischen Gemeinden.
- „ Grundfragen der Reformationsgeschichte.
- „ Die Anfänge der Reformation und die Ketzerschulen.

Burkhardt, Die Basler Täufer.

Mueller, Geschichte der Bernischen Täufer.

Loserth, Balthasar Hubmeier.

Beck, Die Geschichtsbücher der Wiedertäufer.

Nikolodani, Johannes Bünderlin.

Van der Smissen, Kurzgefaßte Geschichte und Glaubenslehre der evangelisch Taufgesinnten oder Mennoniten.

Brons, Ursprung, Entwicklung und Schicksale der altevangelischen Taufgesinnten oder Mennoniten.

Rembert, Die Wiedertäufer im Herzogtum Jülich.

Roosen, Menno Simons, — besonders auch ein Aufsatz über M. S. in der Theol. Vierteljahrsschrift, begründet von R. Jäckel, Jahrgang 1881.

Heath, Anabaptisten.

Thielemann v. Bracht, Märtyrerspiegel.

Dazu Aufsätze in den „Mennonitschen Blättern,“ Herzogs Real-Encyklopädie, Schems Lexikon u. s. w.

I. Die stillen Bruderschaften oder Ketzerschulen am Anfang des 16. Jahrhunderts.

1.

Den **Zusammenhang** zwischen den alten, wohlgeordneten Waldensergemeinden des 15. Jahrhunderts und dem in den 20. und 30. Jahren des 16. Jahrhunderts als eine mächtige Volksbewegung auftretenden Täufertum vermitteln die zahlreichen, in der Stille sich bauenden Genossenschaften oder Gemeinden, welche im Volksmund unter dem Namen „Ketzerschulen“ oder „Synagogen“ bekannt waren. Diese Bezeichnungen waren Schmähnamen; obschon man in jener Zeit einen von der Kirche abweichenden religiösen Kreis „Schule“ hieß. Die Glieder dieser Versammlungen und Gemeinden selbst nannten sich „Brüder.“ Zum Hohn wurde ihnen nachts vom Pöbel auch hie und da ein Judenlied vorgesungen. Sie trugen diese Schmach ohne Murren; da sie als wahre Christen Verfolgung erwarteten. Als das aber sahen sie sich an und ihre Vereine und Kreise hielten sie für wahre Gemeinden Jesu Christi: obwohl ihre kirchlichen Einrichtungen in mancher Hinsicht verkümmert und lückenhaft waren. Um sich nicht den Angriffen der Feinde mehr als nötig auszusetzen, ließen sie z. B. die Übung der heiligen Handlungen ruhen. Sonst aber bemühten sie sich, die von Christus und seinen Aposteln gestifteten Gemeindeordnungen zu bewahren. Sehr entschieden hielten sie an der alten waldensischen Ansicht fest, daß der Heilsbesitz nicht an äußere Gnadenmittel gebunden sei. Äußerlich blieben sie meistens im Verband der römischen Kirche stehen und ließen auch ihre Kinder von deren Priestern taufen, da sie

das für eine bloß äußere Ceremonie ansahen. Die eigentliche Geistes- und Bekenntnistaufe sollte ja erst im bewußten Alter folgen.

2.

Verbreitung. Neuere Forschungen zeigen, daß sich diese Ausläufer und Reste der alten Waldensergemeinden in einer weit größern Verbreitung gefunden haben, als man das hat annehmen wollen. Sie waren in der Schweiz, im südlichen Deutschland und den Rhein entlang in allen jenen Städten vorhanden, wo früher Waldensergemeinden bestanden hatten und verfolgt worden waren, und wo im 16. Jahrhundert solche reformatorische Bewegungen auftraten, welche ein Gemeindechristentum forderten. In Städten wie Basel, Zürich, St. Gallen, Straßburg, Worms, Mainz, Nürnberg, Augsburg, Steir u. a. traten sie in die Erscheinung. In St. Gallen kamen sie hin und her in den Häusern und besonders im Zunfthause der Weber zusammen. In Zürich war das Haus eines Claus Hottingers ihr Versammlungsort und ein Andreas von der Stülzen war ihr Führer. In Basel finden wir um 1522 eine Reihe von Männern im regen evangelischen Geistesverkehr mit einander, von welchen mehrere später bedeutende Träger der Täuferbewegung wurden.

3.

Die Pflege des religiösen Lebens und der Gemeinschaft war in den Hauptzügen noch diejenige, welche von den alten Waldensergemeinden geübt worden war. Man kam in aller Stille zusammen, um sich durch Gebet, Schriftbetrachtung und Liebesmahle zu erbauen. Neben der heiligen Schrift las und besprach man aber auch solche Sachen, wie das Buch des Marsilius v. Padua. An der Spitze der Gemeinden standen noch die Apostel, Evange-

listen, Bischöfe und Diakonen, wenn auch meistens nur noch in einer lückenhaften Weise. Man bemühte sich sehr, für die religiösen Versammlungen die Mitwirkung gebildeter Männer zu gewinnen, also solche, welche Hochschulen und Universitäten besucht hatten. So gehörte zur Bruderschaft in St. Gallen für einige Zeit ein gewisser Johann Keßler, welcher in Wittenberg studiert hatte. Er hatte dort jedoch ein solches Maß lutherischer Gesinnung eingesogen, daß er sich bald von den Brüdern zurückzog. Ähnlich ging es an andern Orten. Die Brüder hatten mit manchem universitätlich Gebildeten, von welchem sie besondere Förderung erwarteten, wenig Glück. Um so mehr wurden die wenigen von diesen, welche der Sache treu blieben, die Seele der Bewegung — so in Zürich Konrad Grebel u. a. In Zürich beteiligte sich sogar Ulrich Zwingli für einige Zeit an diesen Versammlungen der Brüder und konnte jedenfalls mit dem Hinweis auf die hier gepflegten Wahrheiten sagen, daß andere Männer den Kern des Evangeliums klarer erkannt hätten, als er und Luther.

4.

Ein **Gemeindechristentum** ist es also, was diese „Ketzerschulen" zu bewahren und zu pflegen sich bemühten. Die Leitung der Gemeinden lag noch bei den Aposteln, Evangelisten, Bischöfen und Diakonen, welche durch die Handauflegung zu ihrem Amt ordiniert wurden. Man hatte noch das Bewußtsein davon, daß man durch diesen Ritus mit der Urgemeinde in Verbindung stehe. Die Gemeinde teilte sich noch in die anfangenden, fortschreitenden und vollkommenen Christen. Die letzteren verpflichteten sich noch, die evangelischen Gebote Matth. 10 ganz zu beobachten und aus diesen, jedenfalls nur noch sehr wenigen, gingen die Apostel hervor, welche von den Gemeinden anerkannt und dann durch die Handauflegung eingesegnet

werden mußten. Sogar von dem alten Synodalverband und den „Kapitula," den Konferenzen der Apostel, war noch etwas vorhanden. So wurde i. J. 1522 auf dem Lindenhof in der Schweiz eine Bruderberatung nach der Art der alten Synoden abgehalten, auf der 34 Abgeordnete anwesend waren und wo es sich um eine Neubelebung der alten Traditionen handelte. Ebenso finden wir von einer ähnlichen zu Basel berichtet, wo ein südfranzösischer Waldenser anwesend war. Das Volk nannte diese Versammlungen spottweise „Schenken." Solche Synoden oder Kapitula verhandelten jedoch nur über allgemeine wichtige Fragen, indem man neben der Pflege eines gemeinschaftlichen Zusammenhangs auch sehr das Gemeindeprinzip betonte und so die Selbstständigkeit der einzelnen Gemeinde zu wahren sich bemühte. Man erstrebte mehr eine Gemeinschaft in der Gesinnung als im Rahmen streng abgegrenzter Vorschriften.

5.

Verfolgungen aller Art war natürlich das Loos dieser Gemeinden oder Bruderschaften, trotzdem sie ihren Weg stille gingen, den äußern Zusammenhang mit der römischen Kirche nicht lösten, noch irgendwelche Schriften herausgaben. Man belegte sie mit schlimmen Namen und dichtete ihnen Böses an. Sie zu verhöhnen, war kein Unrecht. So versammelte sich der Pöbel in **Zürich** nachts vor dem Hause des Führers der dortigen Brudergemeinde und schrie ihm zu: „Du Hottinger, du Tüffel, nimm deine Ketzer mit dir und geh in deine Ketzerschule!" Im südlichen Deutschland ging man hart gegen sie vor, wo man über ihre Versammlungen und die Leiter derselben Genaues erfahren konnte. So wurde i. J. 1524 in **Augsburg** eine Anzahl der leitenden Glieder der dortigen Bruderschaft, Männer und Frauen, teils öffentlich, teils heimlich hingerichtet. Zwei davon, ein **Leonhard Meister**

und ein **Hans Koch**, waren Bischöfe und Älteste der Gemeinde, obwohl Weber von Beruf. Ihre Herkunft von den Waldensern ist urkundlich bezeugt. Diese bemerken in einem Trostbrief an die andern Gemeinden, daß sie gepeinigt würden, weil sie Gott und sein Wort lieb hätten. Sehr gerne griffen die Behörden die Brüder unter dem Vorwande an, daß sie staatsgefährliche Dinge trieben. So klagen die Bischöfe und Ältesten der Gemeinde zu **Worms**, wo sie 1522 verfolgt wurden, in einer Zuschrift an die Brüder in Mainz, daß man sie mit Lügen und Verleumdungen überschütte. Da heißt es: „eyner hab ein kelch gestohlen; der andere korn; der drit gelt; der viert icht anders; der fünft hab seines bruders eeweib begeert.“ Infolge solcher Angriffe verbargen die Gemeinden ihr stilles Erbauungsleben vor der Öffentlichkeit, so daß es nur gelegentlich zu einem Ketzerprozeß kam, wenn etwa einer der Brüder sein Herz nicht gewahrt hatte. Aus den betreffenden Prozeßakten ergiebt sich aber der bedeutsame Umstand, daß die Brüder im Rheingau mit ihren Gesinnungsgenossen in Böhmen und in der Schweiz und in Oberitalien und im südlichen Frankreich in lebhaftem Verkehr standen. Sie warteten auf den Anbruch einer neuen Zeit, wo man es würde wagen dürfen, mit seinen innersten Überzeugungen öffentlich aufzutreten. Freudig begrüßten sie Luthers Wirksamkeit, konnten sich aber nicht dazu verstehen, sich ihm anzuschließen, ehe er Gemeinden bildend reformieren wollte.

6.

Die Bedeutung dieser Brüdergemeinden für den gesamten Protestantismus liegt auf der Hand. Sie sind als dessen Grundlage anzusehen; sie haben ihn in Fluß bringen helfen. In allen Teilen Deutschlands erklangen Stimmen, welche Luthers Auftreten begrüßten,—und doch einen andern Ton anschlugen, als derjenige war, welcher

von Wittenberg ausging. Es zeigte sich eine große Oppositionspartei, welche in Luther einen Wortführer, aber nicht den Stifter einer neuen Kirche anerkennen wollte. Vielmehr gab ihnen Luthers Vorgehen einen Anstoß, nun auch aus der Stille hervorzutreten und sich öffentlich geltend zu machen. Wenn auch vieles in ihrer Gestaltung des Christentums mit dem verwandt war, was Luther lehrte und anstrebte, so erwies sich dieselbe doch als eine besondere Grundrichtung der Kirche, welche von der protestantischen Staatskirche wesentlich abwich.

Es ist also sehr unrichtig, wenn man annimmt, es sei mit Luthers Auftreten 1517 eine ganz neue Periode auf dem Gebiete der christlichen Erkenntnis angebrochen. So sehr dieses in allen lutherisch-konfessionell gefärbten Darstellungen der Reformation behauptet wird, so ist es doch nicht richtig. Nicht deshalb schlugen Luthers Thesen so tief ein, weil sie neu waren, sondern weil er dasjenige öffentlich und scharf aussprach, was in den Herzen vieler als innerste Überzeugung lebte. Und unter diesen „vielen“ bildeten jene Brudergemeinden die Hauptmasse, welche sich in ihrem einfachen Vereinsleben ein reiches Kapital von dem Glauben und der Erkenntnis der ersten Christen bewahrt und damit ihre Umgebung höchst segensreich beeinflußt hatten, so daß ohne ihr Bestehen der Protestantismus des 16. Jahrhunderts gar nicht denkbar ist. Daß freilich die meisten Historiker ihre Bedeutung nicht anerkennen wollen, ist leicht begreiflich. Die römische Kirche hat ein wesentliches Interesse daran, den Wert der „Sekten“ zu verringern und ihre Geschichte zu verdunkeln, um damit ihr gehässiges Verfahren gegen sie zu rechtfertigen. Und auch den konfessionellen Landeskirchen ist es meistens sympathisch, wenn die von ihnen abweichenden Richtungen als geistig schwach, unbedeutend, fruchtlos und schädlich hingestellt werden können. Somit sind meistens

auch ihre Historiker nicht von der bloßen Liebe zur Sache, sondern von konfessioneller Leidenschaft beherrscht. Sehr richtig sagt Arnold in seiner „Kirchen- und Ketzerhistorie“: „Es ist nicht zu sagen, wie emsig und listig die falsche Kirche allezeit gewesen ist, die Fußstapfen und Zeugnisse der Gottseligen zu verkleistern und zu entstellen, um Mißtrauen und Haß gegen sie zu erwecken.“ Trotzdem ist heute die Zahl derjenigen Historiker nicht klein, welche einen engen Zusammenhang zwischen dem Waldensertum des 14. und 15. Jahrhunderts und den Täufergemeinden des 16. anerkennen und würdigen.

7.

Die räumliche Ausdehnung des Täufertums ist freilich bedeutend kleiner als die der alten Waldensergemeinden. Diese waren über das ganze westliche Europa verbreitet. Aber infolge einer Verdunklung ihres konfessionellen Bewußtseins schlossen sich ihre Hauptmassen an die protestantischen Landeskirchen an, — so die böhmischen Brüder und die romanischen Waldenser in Italien und Frankreich. In der Schweiz, in dem südlichen und nördlichen Deutschland, und in den Niederlanden kam es aber in den zwanziger Jahren des 16. Jahrhunderts, dieser großartigen Zeit des Erwachens aller religiösen Triebe jener Tage, bei den Ausläufern und Resten der alten Waldensergemeinden zu einer neuen Auflebung aller jener Ideen und Grundsätze, welche dem Gemeindechristentum eigentümlich sind.

Wir nennen diese Verjüngung einer alten Richtung: „**Das Täufertum des 16. Jahrhunderts,**“ weil dieser Ausdruck sich sonst meistens findet. Damit sollen die Träger desselben nicht als eine neue „Sekte“ hingestellt sein, sondern damit soll nur gesagt sein, daß um 1525 in der Entwicklung des Gemeindechristentums eine neue Periode

einsetzte, indem die lange unterlassene Erwachsenentaufe wieder geübt und ein selbstständiges Gemeindeleben eingerichtet wurde. Um sie als gefährlich hinzustellen, bemühten sich die Theologen, sie als eine neue Sekte zu erweisen, während sie von den Juristen als die Träger alter, längst verdammter Ketzereien verurteilt wurden. Mit letzteren hielt es das gewöhnliche Volk und schimpfte nun dieselben Leute, welche man Waldenser, Winkeler, Spiritualen 2c. geheißen hatte, „Täufer" und „Wiedertäufer." Sie selbst nannten sich einfach „Brüder." Die Geschichte des Täufertums durchläuft eine schweizerische, oberdeutsche und niederländische Periode.

II. Die Entstehung des Täufertums in der Schweiz.

8.

Basel und Zürich. Der Anfang der energischen Wiederauflebung der Grundsätze und Bekenntnispunkte des Gemeindechristentums im 16. Jahrhundert führt uns nach der Schweiz, diesem freien Lande Europas, wo seit Jahrhunderten die alten waldensischen Ideen von Italien aus eine Heimat gefunden hatten. Die hier bestehenden Ketzerschulen verkehrten lebhaft, wenn auch in großer Stille, mit ihren Gesinnungsgenossen in den andern europäischen Ländern. Basel, Zürich und St. Gallen waren hier die Hauptsitze dieser Kirchlein in der Kirche. In Basel finden wir um 1520 einen Kreis evangelisch denkender Männer, welche sich später als Träger des Täufertums auszeichneten, so — Konrad Grebel, Hans Denk, Ludwig Hetzer, Wilhelm Reublin, Andreas von der Stülzen u. a. Im gastlichen Hause des Gelehrten Cratander pflegte man die stillen, aber gesegneten Zusammenkünfte, deren wissenschaftlicher Ton durch die Nähe des Erasmus wesentlich bestimmt wurde. Vor allem studierte man die heilige Schrift. Ebenso vertiefte man sich in die alten Traditionen der „Brüder." Und die Erkenntnis drängte zum Bekenntnis. Zu einem offenen Bruch mit der herrschenden Kirche kam es jedoch zuerst nicht hier, sondern in Zürich, weil mehrere der leitenden Träger des Basler Bruderkreises hier heimisch waren und auch, weil die Züricher „Ketzerschule" an Zahl der Mitglieder die bedeutendste in der Schweiz war und

das reformatorische Wirken Zwinglis der freikirchlichen Bewegung einen mächtigen Impuls gab. Die Brüder hießen hier auch — „Spiritualen“ oder „Spirituösen“.

9.

Ulrich Zwingli war schon in Mariä Einsiedel gegen die Mißbräuche der römischen Kirche aufgetreten. Seitdem er aber 1519 nach Zürich berufen worden war, wurde sein evangelisches Zeugnis gegen die Bilderverehrung, den Ablaßhandel und das Reißlaufen der schweizerischen Truppen noch viel entschiedener. Mit der dortigen „Bruderschaft“ scheint er in gutem Einvernehmen gestanden zu haben. So nahm er 1522 in der Fastenzeit an einem ihrer Liebesmahle teil, wo Fleischspeisen auf den Tisch kamen. Mehrere ihrer hervorragenden Glieder waren seine besten Freunde, wie Konrad Grebel. Manche ihrer Ansichten waren ihm sehr sympatisch, da er in der Befolgung biblischer Grundlinien viel weiter ging als Luther. Er hat z. B. selbst bekannt, daß er längere Zeit der Meinung gewesen sei, es wäre besser, man taufe die Kinder erst, wenn sie zu gutem Alter gekommen wären. Und in der Abendmahlslehre riß er sich gänzlich von der römischen Auffassung los und stellte sich im ganzen auf den Standpunkt der „Brüder.“ Diese sahen ihn denn auch als einen Abtrünnigen an, als er sie aufs heftigste bekämpfte. Sie hatten ihn ja in seinem reformatorischen Wirken aufs kräftigste unterstützt und auf ihren Schultern hatte er sich zu seinem Einfluß empor gehoben. Es kam aber zwischen ihm und ihnen zum Bruch, als er zur äußern Umgestaltung des bestehenden Kirchenwesens vorschritt. Die Brüder gingen mit ihm Hand in Hand, so lange er die Entscheidung religiöser Fragen der Gemeinde anheim stellte, wandten sich aber von ihm ab, sobald er der Einrichtung einer neuen Staatskirche das Wort redete und die Hauptleitung der religiösen Angelegenheiten in die Hände der weltlichen Obrigkeit legte.

10.

Zwinglis Reformation gewann eben in dem Rat der Stadt Zürich ihre wesentlichste Stütze. Dieser ordnete die beiden Religionsgespräche im Januar und Oktober d. J. 1523 an, auf denen sich Zwingli mit seinen römischen Gegnern auseinandersetzte. Die Entscheidung darüber, wer recht habe, legte er in die Hand des Rates. Was bis dahin Sache des Bischofs und der geistlichen Obrigkeit gewesen war, das sollte nun von der weltlichen Obrigkeit entschieden werden. Auf diesen Religionsgesprächen waren natürlich viele der „Brüder“ anwesend, indem sie einen ihnen sympathischen Ausgang der Verhandlungen erwarteten. Sie waren daher sehr betroffen über einen solchen Verlauf der Bewegung. Einer von ihnen, Simon Stumpf, rief Zwingli zu: „Meister Ulrich, ihr habt deß nicht Gewalt, meinen Herren (dem Rat) das Urteil in die Hand zu geben. Das Urteil ist schon gesprochen; der Geist Gottes urteilt.“ Zwingli war sich jedoch einer ihm günstigen Entscheidung des Rates sicher und ließ er sich in seinen weitgehenden Plänen einer äußern Umgestaltung der kirchlichen Dinge in der Schweiz durch solche Einwürfe nicht stören. Sein Ansehen erwuchs schnell zu einer Art von Diktatur, so daß sich ihm niemand widersetzen durfte, den er nicht gesetzlich belangte. Die neue Kirche aber wurde eine Rechtsgemeinschaft, zu der man durch Geburt gehörte und an deren Einrichtungen, wie Gottesdienst, Taufe und Abendmahl sich ein jeder zu beteiligen hatte, wenn er nicht als ein Staatsverbrecher bestraft werden wollte.

11.

Die Bildung einer Gemeindekirche dagegen war das Ideal und die Forderung der „Brüder.“ Frei vom Staate sollten sich nach ihrer Auffassung Christi Jünger zu einer Gemeinde solcher vereinigen, welche sich nach dem Vorbild

der Urkirche bauen und von sich hinaus thun wollten, wer böse sei. Von Grund aus sollte das religiöse und kirchliche Leben erneuert werden. Grebel und Stumpf gingen daher zu Zwingli und drangen in ihn, statt auf den Trümmern der römischen Kirche zu bauen, eine Gemeinde aus unbescholtenen Menschen zu gründen und nur Kinder Gottes als Glieder der Kirche gelten zu lassen, so daß nicht solche dazu gehören könnten, welche Wucher, Betrug und offene Laster übten. Zwingli aber lehnte so eine Zumutung sehr entschieden ab und meinte, zu einer solchen „Rottung" ließ er sich nicht bewegen. Von einer Beobachtung des Bannes wollte er gar nichts wissen. Er meinte, was denn wohl die Engel am jüngsten Tage thun sollten, wenn man jetzt schon das Unkraut sammeln wolle. Infolge solcher Erklärungen trennten sich die „Brüder" von ihm und schlossen sich in ihren Zusammenkünften enger an einander an. Sie hielten dieselben im Hause der Mutter des Manz, eines ihrer Genossen. Hier suchten sie sich im Neuen Testament die sichern Grundlagen ihrer Ansichten; hier erwogen sie aber auch bald die Frage, ob es nicht an der Zeit sei, sowohl mit der römischen als auch mit der neuen Staatskirche auch äußerlich zu brechen und eine Erneuerung des altüberlieferten Gemeindechristentums zu vollziehen.

12.

Zur Bildung einer Sondergemeinde kam es bei ihnen im Januar d. J. 1525. Am 17. Januar fand zwischen ihren Führern und Zwingli eine öffentliche Disputation statt, besonders über die Kindertaufe, auf welcher, nach den obrigkeitlichen Berichten, Zwingli siegte. Nun verbot der Rat ihre Versammlungen und verfügte die Ausweisung einiger der Brüder. Trotzdem lebte bei allen die Überzeugung, daß man sich durch die Gefahr der Verfolgung in dem Gehorsam gegen erkannte Pflichten nicht bestimmen lassen sollte. So erzählen denn die alten Chroniken der Täufer,

daß man am 25. Januar 1525 wieder zum Lesen und der Betrachtung des Wortes Gottes versammelt war. Da erhob sich einer von ihnen, der Bruder Jakob v. Chur, und bat den Konrad Grebel herzbeweglich um die Taufe, und dieser, der wahrscheinlich eine amtliche Stellung unter den Brüdern bekleidet hat, vollzog die heilige Handlung an ihm und die andern folgten. Sodann feierte man das heilige Abendmahl. Einer von ihnen hat später erzählt, es hätte so eine Weihe auf der Versammlung geruht, daß ihm die Haare zu Berge gestanden hätten. Und es war in der That ein großartiger Heroismus des kleinen Kreises, so voll und ganz mit dem Bestehenden zu brechen und die innere Erkenntnis so vollständig zum äußern Bekenntnis gelangen zu lassen. Die **Erwachsenentaufe** wurde zunächst das äußere Bindemittel der neuen Sonderkirche; derselbe Vorgang hatte sich ja bei den böhmischen Brüdern 1467 zu Lhota vollzogen. Die Glieder der neuen Gemeinde erwarteten jedenfalls, daß es ihnen, wie Zwingli, gelingen werde, Anerkennung nach außen und Freiheit der Bewegung zu erlangen. Als Bürger der freien Schweiz erwarteten sie wenigstens staatliche Duldung. Sonst wollten sie für ihre kirchlichen Bedürfnisse selbst sorgen. Somit richteten sie für ihre Jugend sofort eigene Schulen ein. Einen bloßen Konventikel wollten sie aber nicht bilden, sondern ihre Grundsätze verbreiten, um auch nach außen hin zu wachsen. Daß die Sache von sich reden machte, war natürlich. Der Bruderbund der Gemeinde war etwas Neues. Die meisten Glieder gehörten den ärmeren Ständen an und nur wenige Gelehrte und Angesehene hielten zu ihnen. Aber der unter ihnen waltende Geist der Liebe verwischte, wie bei den ersten Christen, die Linien der Stellung und des Besitzes.

13.

Als **hervorragende Führer und Glieder** der Gemeinde merken wir uns: **Konrad Grebel**, ein Sohn des dortigen

Ratsherrn Jakob Grebel. Er hatte in Paris studiert und sich tüchtige Kenntnisse in den alten Sprachen erworben. Ebenso hatte er sich längere Zeit in Basel aufgehalten und von dem dortigen Bruderkreise viel Anregung empfangen. Zwingli nannte ihn seinen lieben Freund. Schon i. J. 1522 erscheint er als eine bedeutende Persönlichkeit in der Züricher Ketzerschule. Er brach mit vielen Hoffnungen, als er sich den Brüdern anschloß. Seine nicht als standesmäßig angesehene Ehe trug dazu bei, daß er von seinen Gegnern als ein charakterloser Mensch hingestellt wurde. Neuere Forschungen erweisen jedoch seine sittliche Tüchtigkeit. **Felix Manz** war von adeliger Geburt und hatte sich gründliche Kenntnisse in der hebräischen Sprache erworben. Im Hause seiner Mutter fanden längere Zeit die Versammlungen statt. **Georg Blaurock v. Chur** war Mönch gewesen und war ein Mann von großen Gaben und einer feurigen Energie, ebenso von hinreißender Beredsamkeit, — so daß er deswegen, und auch, weil er bald von Verfolgungen viel zu leiden hatte, „der Paulus" unter den Brüdern hieß. **Wilhelm Reublin** war um 1521 Pfarrer in Basel, später zu Zürich. Von ihm hieß es, daß er allen Päpsten und Pfaffen ihre Ceremonien aus der Schrift umwarf, und so kam ein großes Volk zu seinen Predigten. Er war der erste Priester in der Schweiz, der den Mut hatte, in den Ehestand zu treten. Nach seiner Taufe wurde er einer der erfolgreichsten Prediger der neuen Gemeinde. **Simon Stumpf** war auch ein Pfarrer zu Zürich. Sehr entschieden trat er von Anfang an für die Grundsätze der neuen Bewegung ein und hatte daher auch bald deswegen zu leiden. Neben diesen hielten sich noch manche andere tüchtige Männer kürzere oder längere Zeit in Zürich auf und verhalfen der Gemeinde zu weiterer innerer Befestigung und äußerem Wachstum, — so Ludwig Hetzer, Andreas v. der Stülzen (er ging auf Krücken), — später Hubmeier, Michael Sattler u. a.

14.

Das Wachstum der Züricher Gemeinde und die Einrichtung von Täufergemeinden in andern Städten ging rasch vor sich, besonders als die bald auftretende Verfolgung die Brüder zerstreute. So entstandeu um Zürich herum größere und kleinere Gemeinden. Eine besonders feste Heimat gewann die Bewegung in **St. Gallen**, wo ihr freilich auch sehr günstig vorgearbeitet worden war. Grebel und andere wirkten hier sehr erfolgreich, und an 800 ließen sich taufen. Leider trat ihnen hier sofort der Bürgermeister Vadian entgegen und behauptete, der Täufer Predigen und Taufen sei ohne Beruf. Somit wurde ihnen die Übung von Taufe und Abendmahl bei Gefängnißhaft verboten und den Getauften eine Geldstrafe auferlegt. Trotzdem aber wuchs die Gemeinde. Auch in **Basel** schlossen sich die kleinen Konventikel zu einer Gemeinde zusammen, der die katholische Obrigkeit nicht sonderlich Schwierigkeiten machte. Im Hause eines Schneiders, Namens Schürer, kam man zusammen. Einer der Täuferprediger aus St. Gallen, Lorenz Hochrütiner, kam oft hierher und diente der Gemeinde, ebenso Felix Manz aus Zürich u. a. Bald entstanden aber auch in den ländlichen Ortschaften des Baslergebiets kleine Gemeinden, — so zu Therwyl, Liestal und Laufen.*) In Basel ließ sich im Sommer des Jahres 1525 Ulrich Hugwald, ein Professor an der Hochschule, taufen, sonst waren es aber meistens Handwerker und Arbeiter, welche sich den Täufern anschlossen. Das rasche Wachstum der neuen Bewegung erklärt sich in vielen Orten aus dem Umstande, daß hier die sogenannten Ketzerschulen der Sache vorgearbeitet hatten. Andererseits betrieben aber auch die Täuferprediger eine eifrige und geschickte Propaganda. Sie predigten im Freien und in Privathäusern. Viele gingen

*) Im Jahre 1527 entstand auch in B e r n eine Täufergemeinde.

lieber dorthin als in die kahlen Kirchen, deren früheren Bilderschmuck sie so leicht nicht vergessen konnten. Zudem trieben manche reformierte Prediger durch ihr geiziges, hoffärtiges und liederliches Gebahren das Volk von sich; andere sympathisierten sogar mit den Täufern. Somit waren deren Versammlungen in der Regel gut besucht. Die Täuferprediger ergingen sich weniger in Verdammungsurteilen über andere, als daß sie auf wahre Frömmigkeit drangen. Ihr Ernst und ihre Botschaft aber machte in der Regel auf den gewöhnlichen Mann einen gewinnenden Eindruck.

15.

Als besondere Unterscheidungslehren der neuen Gemeinden merken wir uns zunächst, daß sie sich mit Zwingli eins wußten in der Verwerfung der römischen Irrlehren und Mißbräuche. Viel ernster aber als er nahmen sie es mit der persönlichen Heiligung und dem Gemeindeleben, verstiegen sich hier jedoch auch zu Überspanntheiten. Zunächst standen sie im ganzen auf sehr richtigem Boden. Die Diener am Wort sollten von den Gemeinden angestellt werden und nicht von staatlichen Behörden. An dem Evangelium und besonders hier der Bergpredigt, und der Urkirche sollte das Gemeindeleben seine Norm haben. Im persönlichen Christentum zeigt sich bei ihnen großer Ernst. Man drang auf bewußte Erfahrungen einer innern Umänderung. Als ein Zeichen derselben soll man die Taufe empfangen, um fortan mit Gott und den Brüdern ein neues Leben zu führen. Wer das Taufgelübde bricht, wird von der Gemeinde ausgeschlossen. Die von früher her überlieferten Gemeindelinien gelangten nur sehr teilweise zur Ausgestaltung, weil es von vornherein an Bewegungsfreiheit fehlte und viele der neuen Glieder aus einfach römischen Kreisen kamen. Somit erscheint in mancher Einrichtung nur noch ein trümmerhafter Rest des früheren Bestan-

des. Was die alten Waldenser z. B. nur von einigen, so den Aposteln, erwartet hatten, das mutete man jetzt jedem zu. Je nachdem nun der einzelne in dieser Hinsicht vorangekommen war, redete man von apostolischen, gemeinen und freien Täufern. So richtig es ja war, auf persönliche Heiligung zu dringen, ebenso unrichtig war es, eine gewisse Summe von Forderungen in dieser Hinsicht als ein bindendes Gesetz für einen jeden feststellen zu wollen.

16.

Gewisse Überspanntheiten kamen leider von Anfang an in den Ansichten und Bestrebungen der neuen Richtung zum Ausdruck, welche ihren Gegnern einen willkommenen Anlaß boten, sie zu verdächtigen. Manches in der bisherigen kirchlichen Praxis wurde zu scharf verurteilt, wie wenn man die Kindertaufe einfach aus dem Teufel stammend erklärte. Auch die Verwerfung sämtlicher kirchlichen Feste war keine glückliche Neuerung. Aus den alten Traditionen entnahm man gewisse Anschauungen, welche leicht zu bedenklichen Grundsätzen gedeihen konnten, wenn sie nicht richtig gebildet wurden. Zu radikal übertrug man die innere Umänderung auf das Gebiet des bürgerlichen Lebens. Wie z. B. Luther und Zwingli Zins und Wucher als ein schlimmes Übel erkannten und dagegen auftraten, so auch die Brüder. Sie forderten von einem Christen einen Verzicht auf so einen Gewinn. Fatal aber wurde es für ihre Sache, daß sie sich weigerten, an die bestehende Kirche weiterhin auch den Zehnten abzugeben. Unrecht war ihre Weigerung nicht; indem sie sich als eben so eine selbstständige Richtung ansahen, wie die von Zwingli gegründete neue Staatskirche. Aber es wurde dieser Umstand von ihren Feinden dahin ausgelegt, als handle es sich bei ihnen nur um soziale Reformen. Zügellose Haufen, welche Kirchen und Klöster überfielen und plünderten, wurden als Gesinnungs-

genossen der Täufer hingestellt. Man beschuldigte sie, Träger solcher revolutionärer Gesinnung zu sein, wie Thomas Münzer in Schwaben. Und doch wollten die Brüder von irgend welchen Gewaltthätigkeiten nichts wissen. Als sie von **Münzer** und seiner Betonung der Erwachsenentaufe hörten, schrieb Grebel an ihn, im September 1524, um zu sehen, inwieweit sie mit ihm stimmten. In diesem Brief sprach sich Grebel sehr entschieden gegen jede Art von bewaffneter Gegenwehr aus. Er sagte, — rechte gläubige Christen sind Schafe mitten unter Wölfen. Von Anfang an betonten es die Täufer, daß es die Pflicht der Jünger Jesu sei, auch die unbilligsten Maßregeln der Obrigkeit zu dulden, ohne sich zur Wehre zu setzen. Was sie fundamental von Münzer trennte, war das von ihnen vertretene Prinzip der Wehrlosigkeit. Trotzdem sollten sie kriegerische Rotten sein. Vielleicht wären aber manche Angriffe auf sie weniger scharf ausgefallen, wären sie in ihren äußern Ansprüchen weniger impulsiv vorgegangen.

III. Verfolgungen der Schweizer Täufer.

17.

Zwingli als Gegner der Täufer. Zwingli besann sich keinen Augenblick, gegen die neue Bewegung feindlich aufzutreten, obschon er mit ihren Führern so intim verkehrt hatte und seine Sache durch ihre Unterstützung so wesentlich zu ihrem Erfolg gelangt war. Ohne weiteres griff er sie auf der Kanzel an, nannte sie — „in Engel des Lichts verkleidete Teufel" und beschuldigte sie, daß sie die Taufe zu einem Rottzeichen machten. Er erklärte offen: „Sie sind von uns ausgegangen, aber sie waren nicht von uns." Über ihre Selbstverleugnung spottete er, daß sie es ja leicht hätten, auf irdische Freuden zu verzichten, gehörten sie doch den niedern Klassen an, die sich wenig leisten konnten. Der Rat ordnete ein Religionsgespräch zwischen ihm und Grebel an. Aber dieser war kein geläufiger Redner und beklagte sich zudem, daß ihm Zwingli die Worte im Hals erstické. Grebel reichte daher eine schriftliche Erklärung seines Bekenntnisstandpunktes ein und erörterte darin besonders seine Ansicht bezüglich der Taufe. Auch eine zweite Disputatiou führte sie nicht näher zusammen. Zwingli fuhr die Täufer hart an und gab hernach einige Schriften gegen sie heraus, in denen er sie bei Regierung und Volk als gefährliche Neuerer verdächtigte. Grenzenlos war seine Entrüstung gegen sie, als er vernahm, daß sie an seine neue Staatskirche keine Abgaben zahlen wollten. Er erfand den Namen „**Wiedertäufer**" und stellte sie als einen aus den neueu Volksbewegungen emporgewachsenen wilden Schößling hin. Grebels Brief an Münzer deutete er dahin aus, daß er ihm

des letztern Grundsätze zuschrieb. Gegen solche Verleumdung verwahrte sich Grebel energisch und schrieb an den Rat, es werde nicht erfunden werden, daß er etwas geredet oder gelehrt habe, das Aufruhr gestiftet hätte. Grebel und Genossen wollten nun ihre Ansichten in Schriften niederlegen, um die schlimmen Meinungen über sie zu korrigieren. Zwingli aber hintertrieb das und bewog den Rat zu dem Befehl, daß niemand eine Ansicht vortragen dürfte, welche mit den von diesem angenommenen Glaubenssätzen in Widerspruch stände. —

18.

Ökolampadius, der Basler Reformator, stand den Täufern im ganzen eben so feindlich gegenüber wie Zwingli. Wie dieser, so hatte auch er die Richtigkeit der Kindertaufe angezweifelt und auch erst durch Zwingli kam er zu einer festen Ansicht in dieser Lehre. Sobald man in Basel eine kleine Täufergemeinde entdeckt hatte, kam es auch zu einer Disputation zwischen ihnen und Oekolampadius, welche jedoch keinen offiziellen Charakter an sich trug. Er verfocht hier die Kindertaufe mit der Verweisung auf die Beschneidung im Alten Testament und erklärte sie für die Fortsetzung dieses Bundeszeichens in der neutestamentlichen Zeit. Da er den Augustinus sehr oft als seinen Gewährsmann anführen konnte, so riefen ihm die Täufer zu, er solle ihnen das Neue Testament citieren und nicht den Augustinus. Ebenso fühlten sie sich mit ihrer Gemeindezucht auf sicherem Boden, welche er angriff. Er ließ nun die Verhandlungen mit den Täufern drucken, veranlaßte aber dadurch die heftige Entgegnung Hubmeiers, der alle Schwächen der Lehre von der Kindertaufe aufdeckte; insonderheit machte dieser geltend, daß die Taufe den Glauben als Voraussetzung fordere. Dadurch ließ sich Ökolampadius zu der Behauptung drängen, daß der Glaube der

Eltern, Paten 2c. für das Kind eintreten könne. Auch der Täufer Verwerfung des Eides griff er sehr energisch an, ohne sie natürlich irgendwie zum Schwanken bringen zu können. Somit eiferte er gegen sie auf der Kanzel und vor dem Rat, besonders nachdem dieser 1529 auch protestantisch geworden war. Er billigte ihre Verfolgung und Hinrichtung und seine ihm sonst nachgerühmte Milde kam gegen die Täufer nur matt zum Ausdruck. Nur den Zurückgekehrten wollte er Nachsicht angedeihen lassen. Sonst aber erklärte er sie für unnütze Leute. Wie Zwingli, so wollte auch er neben der reformierten Staatskirche keine Gemeinschaft dulden. Den Pfarrern seines Bezirks schrieb er einen Hirtenbrief, in welchem er ihnen passende Argumente an die Hand gab, bei Disputationen die Täufer in die Enge zu treiben und sie zu widerlegen.

19.

Angriff der Regierung auf die Täufer. Nachdem der Glaubenszwang als ein leitender Grundsatz in das System der neuen Regierung aufgenommen worden war, befanden sich die Täufer bald unter eben so scharfem Druck, wie in der römischen Kirche. Auf **Zwinglis** Drängen wurden ihre Führer Manz, Grebel und Blaurock gefangen gesetzt. Ebenso wurde den Täufern bei Strafe der Landesverweisung befohlen, ihre Kinder binnen acht Tagen taufen zu lassen. Ihre eigenen Schulen wurden geschlossen und alle ihre Versammlungen wurden ihnen als irrenden Leuten untersagt. Leicht war das nun aber nicht durchzuführen, weil das gewöhnliche Volk für die Täufer Partei nahm. Mit den Gefangenen hatten die Beamten einen harten Stand, da sie ihre Ansichten sehr schlagfertig aus der Bibel als richtig beweisen konnten. Zudem waren sie bereit, für ihren Glauben jedes Opfer zu bringen. Weier jedoch als bis zur Gefängnishaft war die Regierung

zunächst nicht willig zu gehen. So ordnete sie denn noch eine öffentliche Disputation mit ihnen an. Zwingli trat sehr herrisch gegen sie auf und schrie z. B. einem zu, er sei ein so einfältiger Bauer wie der Rat irgend einen habe und brachte die Versammlung dadurch zum Lachen. Natürlich schrieb ihm die Regierung den Sieg zu. Er aber drängte auf gewaltmäßiges Vorgehen gegen die Täufer. So ließ denn der Züricher Rat i. J. 1526 den Befehl ausgehen, daß alle Halsstarrigen in den Turm geworfen werden und hier sterben und verfaulen sollten, — seien es Männer oder Frauen, oder Töchter; — jeder solle zu seinem verordneten Pfarrer in die Kirche gehen; die Täufer solle man nicht hausen noch hofen, noch irgend welchen Unterschlupf geben, noch Speise vorsetzen. Wer sich bekehrt und wieder zurückfällt, soll sofort ertränkt werden. Umsonst bat ein Gefangener: „Wollet mir mein Gewissen nicht beschweren, ihr Diener Gottes, und mir den Glauben frei stehen lassen, da er eine freie Gabe und Schenkung Gottes ist.“ Zwingli hatte sich eben an der Idee berauscht, eine einheitliche Staatskirche zu schaffen und so wurde sein Haß gegen die freie Gemeinde täglich größer. Ganz offen predigte er, man solle die Wiedertäufer enthaupten, — kraft der kaiserlichen Rechte. Der sonst so hochbegabte und fromme Mann redete der Gewalt und der Anwendung des Schwertes in solcher Weise das Wort, bis das Wort des Herrn an ihm in Erfüllung ging — Matth. 26, 52.

20.

Felix Manz, der erste Märtyrer. Wiederholt wurden Grebel, Manz und Blaurock über ihre Sache befragt. Sie erklärten frei, daß sie mit der Erwachsenentaufe und der Feier des heiligen Abendmahls in ihrem Bruderkreise angefangen hätten; — ebenso, daß sie gegen Wucher und Zehnten seien, — und auch, daß sie jeden Krieg für un-

erlaubt hielten. Der letztere Punkt wurde besonders übel aufgenommen, da Zwingli eben mit rastlosem Eifer den Krieg gegen die katholischen Eidgenossen betrieb. So wurde ihnen denn der Prozeß gemacht. **Konrad Grebel** blieb noch in Haft, starb jedoch bald im Gefängnis aus Kummer über die Hinrichtung seines Vaters, den man auf die Anklage, Pensionen von fremden Fürsten empfangen zu haben, enthaupten ließ. Tief bedauerte Konrad Grebel, daß er wohl durch sein flottes Leben in seinen Studentenjahren mitgeholfen hätte, solche Beschuldigungen gegen seinen Vater als richtig erscheinen zu lassen. Blaurock wurde mit Ruten aus der Stadt gepeitscht und des Landes verwiesen. Felix Manz aber wurde zum Ertränken verurteilt, weil er — wider christliche Ordnung getauft und für seine Ansichten Anhänger geworben hatte; weil er die Todesstrafe verworfen und sich besondere Offenbarungen zugeschrieben habe, — und durch alles dieses den Frieden und die brüderliche Einigkeit zerrütte. Sein Vermögen fiel der Staatskasse zu. Am **5. Januar 1527** fuhr der Scharfrichter mit ihm die Limmat hinab. Noch einmal schweifte sein Auge hinüber zu den blauen Berglinien im Süden. Ein reformierter Prediger ermahnte ihn, sich jetzt noch zu bekehren. Aber seine Mutter und seine Brüder sprachen ihm vom Ufer aus Mut zu. Er aber erhob seine starke Seele zu dem Gott, dem er gedient hatte, und betete laut auf lateinisch: „Herr, in deine Hände befehle ich meinen Geist.“ — Dann schlugen die Wogen des Sees über ihm zusammen. So übte die protestantische Regierung römische Ketzerjustiz an andern, während sie für sich selbst Gewissensfreiheit beanspruchte.

21.

Der Eindruck solcher Härte war doch ein gemischter. Zwingli hatte im März 1526 in einem Briefe seine Freude darüber ausgesprochen, daß der Rat endlich die

Todesstrafe über die Ketzer ausgesprochen habe. Jetzt wurde er um sein Ansehen besorgt und bat die beiden Straßburger Reformatoren um ihr Gutachten über diesen Punkt. Diesen, Capito und Butzer, waren seine alttestamentlichen Ansichten nicht sympathisch, und so gaben sie ihm zu bedenken, wie gefährlich es sei, sich zu Thaten hinreißen zu lassen, welche den Vorschriften des Wortes Gottes zuwiderliefen. Auch im eigenen Lager stutzten viele und sprachen offen von einem neuen Papsttum. Ja, in einer Eingabe an die Regierung hieß es: „Uns dünkt, die neuen Pfaffen haben auch etwas von den alten geerbt. Ihre Jagd nach guten Pfründen ist verderblich. Paulus und die andern Apostel haben nicht nach hoher Besoldung gestrebt. Wer es nur mit den hohen Herren zu halten weiß, der fährt glatt und sicher." So fanden viele, daß das Auftreten der Täufer seine Ursachen hätte und schützten sie im geheimen, ja, an einigen Orten öffentlich gegen die Regierung.

22.

Weitere Verfolgungen bildeten jedoch von nun an den wesentlichen Inhalt der Täufergeschichte. In Zürich wurden weitere 11 dazu verurteilt, wie Manz sterben zu müssen. Ja, bald hieß es, daß nicht nur diejenigen ertränkt werden sollten, welche die Taufe an sich hätten vollziehen lassen, sondern auch alle, welche den Versammlungen beiwohnten. Ja, der Züricher Rat lud die Obrigkeit zu Bern, St. Gallen und anderer Kantone zu Beratungen über die Täuferbewegung ein, und da wurde ein gemeinsames strenges Vorgehen gegen dieselbe beschlossen. Im Berner Gebiet wurden in kurzer Zeit 34 Personen hingerichtet. In **Basel** trat die protestantische Regierung mit dem Jahre 1529 sehr scharf gegen sie auf. Der erste Märtyrer war hier Konrad Winkler, den man aber lange Zeit im Eselturm hatte schmachten lassen, weil er so erfolgreich

als Täuferapostel gewirkt hatte. Andere Männer und Frauen wurden gefangen gesetzt und geschwemmt, d. h. dreimal im Fluß, an einen Strick gebunden, untergetaucht. Dann sollten sie das Land verlassen. Wer wiederkäme, sollte ertränkt werden. Manche kamen wieder und erlitten standhaft den Tod. In allen Kantonen aber ließ man viele lange im Kerker schmachten, bis sie, — zerrüttet an Leib und Seele, — mürbe waren. Ganze Familien wurden in Haft gesetzt, bis sie willig waren, sich der Staatskirche anzuschließen oder das Land zu verlassen. Und viele flohen den Rhein hinab nach Elsaß und Schwaben, viele aber auch nach Tyrol und von dort nach Mähren. Sie nahmen die Erinnerungen an die genossene Segenszeit mit und all den Bekenntnismut ihrer Märtyrer. In rührenden Liedern wurde beides festgehalten. Wohin sie kamen, da zeugten sie von den erkannten Wahrheiten. In der Schweiz aber hatte es vorläufig mit einem äußern Wachstum der Gemeinden ein Ende. Ihrer Führer beraubt, suchten die wenigen, die der Verfolgung entgingen, in der Stille ihr Erkenntnisgut zu pflegen, — zumal die Niederlage bei Kappel und der Tod Zwinglis 1531 den Fanatismus der Protestanten schwächte. Von den Römischen hatten sie weniger zu leiden, da sie nie auf Gewaltmaßregeln gegen dieselben gedrungen hatten.

IV. Innere Entwicklung der Gemeinden.

23.

Michael Sattler. Durch die summarische Hinrichtung und Vertreibung ihrer Führer gerieten die Gemeinden in schlimme Lagen. Es fehlte ihnen bald sehr an gebildeten Predigern. Für einige Zeit stand Michael Sattler an der Spitze der Gemeinden. Früher war er Mönch in dem Kloster zu St. Peter auf dem Schwarzwald gewesen. Im Jahre 1526 war er zu den Täufern übergetreten, und von da an wirkte er eifrig unter ihnen. Er drang auf ernstes, biblisches Christentum. Manche seiner Lehren erinnern freilich an seine früheren asketischen Anschauungen. Neben der Verwerfung des Eides und des Kriegsdienstes hielt er dafür, daß es dem Christen nicht erlaubt sei, irgend ein obrigkeitliches Amt zu bekleiden. Seinen Wohnsitz hatte er zu Stauffen. Von dort vertrieben, ging er nach Straßburg und dann nach Schwaben. Hier wurde er verhaftet und ihm der Prozeß gemacht. Wegen drei Lehrpunkte wurde er verurteilt: 1. daß die Kinder nicht durch die Taufe allein selig würden; 2. daß man den Leib und das Blut Christi nicht mit dem natürlichen Munde beim Abendmahl empfange, und 3. daß man weder Krieg führen noch schwören dürfe. Ihm wurde zuerst die Zunge ausgeschnitten, dann wurden ihm auf dem Richtwege vom Henker mit seinen Zangen Stücke Fleisch aus dem Leibe gerissen, und endlich wurde er verbrannt zu Rottenburg am Neckar am 21. Mai 1527. Von ihm sagten die Straßburger Reformatoren, er sei ein lieber Freund Gottes gewesen, obschon ein Fürnehmer im Tauforden. Die evangelische Art seiner Erscheinung wird heute von konfessioneller Seite eingeräumt.

24.

Georg Blaurock oder Jakob v. Chur war jedenfalls der bedeutendste Führer und Prediger der Gemeinden. Er war Mönch zu Chur in Graubünden, als er von der evangelischen Bewegung erfaßt wurde. Er kam Ende 1524 nach Zürich und schloß sich hier den Brüdern an. Nach seiner Taufe wurde er ihr eifrigster Vorkämpfer. Er verstand es, in gewinnender Weise zu den alten und jungen zu reden und die Versammlung so mit sich fortzureißen, „daß den Leuten förmlich angst wurde." In den Disputationen mit Zwingli erwies er sich als ein redegewandter Träger der neuen Richtung, der sich leider auch wohl einmal gröber ausdrückte als es nötig gewesen wäre. Bald lag er mit andern im Gefängnis. Als man aber ausfand, es ließe sich eine Flucht bewerkstelligen, da entzog auch er sich der Haft und predigte das Evangelium im Züricher Oberland im Baslergebiet und in Graubünden. Im Oktober 1525 wurde er wieder gefangen nach Zürich gebracht und verteidigte hier seine neugewonnene Erkenntnis mit großer Entschiedenheit. Er wurde noch einmal freigelassen, als er aber sein Predigen und Taufen nicht einstellen wollte, nahm man ihn im nächsten Jahre wieder in Haft und verurteilte ihn dazu, mit Ruten aus der Stadt gepeitscht zu werden. Er wirkte nun noch in Biel, Bern und schließlich in Tyrol, wo er den Häschern in die Hände fiel und am 6. September 1529 zu Innsbruck verbrannt wurde. Beim Volke hieß er „der starke Jörg," oder auch „der zweite Paulus." Er hat seiner Überzeugung alles geopfert, was irgendwie in dieser Welt als gewinnreich angesehen werden kann. Er war auch ein begabter Liederdichter und zwei seiner Lieder sind im „Ausbundt," diesem Sammelwerk der Märtyrergesänge der Täufer, enthalten. Männer, wie Sattler und Blaurock, sind markige Gestalten, die da zeigen, welche bestimmte und thaten- und leidensfrohe Persönlichkeiten der Geist der neuen Richtung zu schaffen vermochte.

25.

Die Synode zu Schleitheim. Inmitten all ihrer Bedrängnisse und Verfolgungen vergaßen die Täufer nicht, den innern Ausbau ihrer Gemeinden zu betreiben. Wie sie früher als stille Bruderschaften ihre kirchlichen Angelegenheiten auf gemeinschaftlichen Zusammenkünften, den sogenannten „Kapitelversammlungen," beraten hatten, so wollten sie es auch jetzt als eine eigentliche Sondergemeinschaft machen. Die Züricher Brüder waren mit ihrer Einführung der Taufe etwas selbstständig und voreilig gewesen. Sie hatten sich mit den andern Bruderschaften nicht darüber beraten. Es gab darum manche, welche sie darob tadelten, weil sie meinten, man hätte sich noch weiter in der Stille bauen sollen, da die Zeit für die Bildung eines eigenen Kirchenwesens noch nicht gekommen sei. Namentlich meinten manche süddeutschen Brüder, wie Hätzer und Denk, man hätte die Taufe noch anstehen lassen können. Da dieser Schritt nun aber einmal gethan worden war, so hielten sie trotzdem treu zu der Bewegung und förderten sie nach Kräften. Der brüderliche Zusammenschluß der Gemeinden auf Grund von allgemeinen Bekenntnislinien erwies sich als ein dringendes Bedürfnis. Somit hielten die Schweizerbrüder im Februar des Jahres 1527 zu **Schleitheim** oder Schlatten am Rande, in der Nähe von Schaffhausen, eine Synode ab, um sich über die Grundlinien ihrer kirchlichen Eigenart zu einigen und ein gemeinschaftliches Glaubensbekenntnis zu entwerfen, das besonders auch den Außenstehenden über ihr besonderes Lehren und Thun Aufschluß geben sollte. Unter dem Vorsitz von Michael Sattler wurde die Versammlung abgehalten. Georg Blaurock war auch einer der Stimmführer. In **sieben Artikeln** erklärten sie, 1. daß die Taufe nur Gläubiggewordenen erteilt werden solle; 2. daß Gemeindezucht geübt; 3. daß das heilige Abendmahl zum

Gedächtnis des Todes Christi gefeiert werden solle; 4. daß Glieder der Gemeinde nicht Gemeinschaft mit der Welt haben dürften; 5. daß es die Aufgabe der Hirten der Gemeinde sei, zu lehren, zu vermahnen 2c., und daß ihn die Gemeinde zu unterhalten hätte, wenn er Mangel habe; 6. mit Schwert, Gewalt oder weltlichem Gericht soll der Christ nichts zu schaffen haben; 7. auch jeder Eid ist dem Christen verboten.—Es liegt auf der Hand, daß eine Gemeinschaft mit so strengen Grundsätzen keine Gefahr für das Gesamtwohl in sich schloß. Wäre es den Täufern nur vergönnt gewesen, ihre Ansichten schriftlich zu verbreiten und so ihren Verleumdern den Mund zu stopfen! Ebenso sieht man aber auch, daß dieses Glaubensbekenntnis der einzelnen Gemeinde viel zu bestimmen und zu ordnen überläßt.

26.

Gewisse Irrtümer, Einseitigkeiten und Überspanntheiten in Lehre und Leben bei den Täufern müssen wir begreiflich finden, wenn wir erwägen, daß sie bei ihrer freien Gemeindeverfassung dem einzelnen viel Spielraum für seine persönlichen Anschauungen gewährten und daß sich da die Keime mannigfacher irrigen Ideen entwickeln konnten. Zudem fehlte es ihnen bald an umsichtigen Führern. Da sie es mit der Nachfolge Christi ernst und genau nehmen wollten, so kamen manche zu einer gewissen buchstäblichen Befolgung seiner Gebote und Vorschriften; indem sie es z. B. den Aposteln ganz und gar nachthun wollten. Dabei gericten sie nun in allerlei Verkehrtheiten. Man hieß sie „apostolische Täufer.“ Von diesen berichten ihre Zeitgenossen, daß sie herum gelaufen seien ohne Schuhe, sich ihrer himmlischen Berufung zum Predigtamt gerühmt hätten; ja, daß sie Haus und Hof verlassen und von den Dächern herab gepredigt hätten. Es heißt, — sie kleideten sich nur in Stoffe von gewisser Farbe, verdammten

alle Fröhlichkeit und wollten von keiner Gelehrsamkeit etwas wissen. Sogar Grebel u. a. wollten die angebliche Gütergemeinschaft der Urgemeinde in Jerusalem einführen. Dadurch geriet der Ernst des Christentums in ungesunde Bahnen und die Nachfolge Christi wurde in die Beobachtung äußerer Lebenssitten umgesetzt. Manche dieser Forderungen gewannen später in Mähren bei den dorthin geflohenen Täufern Ausgestaltung. In der Schweiz traten besonnene Führer, wie Hubmeier und Blaurock dagegen auf und lehrten, daß die Gütergemeinschaft ideal zu fassen sei, so daß keiner der Brüder Not zu leiden hätte. Und als man in der Gemeinde zu St. Gallen gewisse Kleiderregeln aufstellen wollte und Hüte mit breitem Rande und Gewänder von grauem, grobem Zeug verlangte, da sagte Hubmeier: „Bekleide sich jeder, wie er wolle; nur daß die Kleidung nicht ärgerlich sei! Als einen Gesamtzug der Schweizer Täufer kann man solche Überspanntheiten also nicht ansehen. Ungesunde Schößlinge finden sich überall da, wo sich gesundes Wachstum entwickelt.

27.

Heinrich Bullinger, der Mitarbeiter und Nachfolger Zwinglis, fühlte sich berufen, in einer besondern Schrift die genannten Einseitigkeiten als die eigentlich charakteristischen Züge der ganzen Täuferbewegung hinzustellen und sie dadurch in Verruf zu bringen. Daß in seiner Darstellung vieles übertrieben ist, gilt heute für eine erwiesene Sache. Was einzelne Hitzköpfe dachten oder ausführten, wurde allen zur Last gelegt. So erzählt er auch, daß in St. Gallen ein Täufer seinem Bruder infolge einer angeblichen Offenbarung mit einem Beil den Kopf abgeschlagen habe. Dieser Vorfall soll dann die extreme Stellung der ganzen Richtung kennzeichnen. Die gleichzeitigen Urkunden des St. Galler Bürgermeisters erweisen jedoch das traurige Ereignis als die That eines Wahnsinnigen. Trotzdem

wird dieser Vorfall auch in den neueren Kirchengeschichten noch nach Bullingers Bericht erzählt, um damit die Excesse zu illustrieren, zu welchen das Täufertum geführt habe. Es lag ja sehr im Interesse der Staatskirche, die Täufer als möglichst schlechte Leute hinzustellen. Dieser Tendenz huldigen auch die Aufzeichnungen eines reformierten Pfarrers Gast, in Basel über sie. Was ihnen schließlich an Gutem nicht abgeleugnet werden kann, das muß pure Heuchelei sein. Sie selbst durften aber nichts drucken lassen und so bildeten sich die schlimmsten Vorstellungen über sie, welche eine Generation der andern als Erbe überließ. Nur diejenigen waren anderer Meinung, welche mit ihnen in engern Verkehr traten.

28.

Glaubensschwäche, ja Abfall vom Glauben, trat hie und da zu Tage. Manche überschätzten ihren Bekenntnismut, führten in den Versammlungen daheim das große Wort, vermochten aber nichts zu sagen, wenn sie vor den Behörden standen und waren dann bald bereit, in die Staatskirche zurückzukehren. Andere traten im Gerichtshof zuerst sehr keck und mutig auf, bis sie das Todesurteil über sich aussprechen hörten, — dann fielen sie auf die Kniee und baten flehentlich um Gnade, die ihnen in den meisten Fällen unter der Bedingung des Widerrufs gewährt wurde. Sehr eigentümlich standen viele Täufer der sogenannten **Urfehde** gegenüber, d. i. dem Versprechen, das Land zu verlassen und nie wieder zurückzukehren. In vielen Fällen wurde dasselbe wiederholt gebrochen. Die Zurückgekehrten rechtfertigten sich mit der Behauptung, daß ihnen eine innere Stimme die Rückkehr geboten habe und daß sie dieselbe höher zu stellen hätten, als das Gebot der Obrigkeit. Die Behörden verurteilten sie dann als Meineidige und meinten, in diesem Fall das Recht ganz auf ihrer Seite zu haben. Die Täufer bestritten das und

das gemeine Volk stand oft auf ihrer Seite. Manche, welche versprochen hatten, die Täufergemeinde zu verlassen, hielten später ihr Wort nicht und erwiesen sich dann bei einem zweiten Verhör oft mutig und standhaft. Groß war immer die Befriedigung der Staatspfarrer und Behörden, wenn ein Täufer öffentlich in der Kirche vor versammelter Gemeinde den **Widerruf** leistete. Er mußte in demselben bekennen, daß ihn Gott um seiner Sünde willen mit solcher Blindheit geschlagen, daß er aus thörichtem Wahn den verführerischen Irrtum der Taufbrüder angenommen habe. Er mußte beichten, daß die Ansicht ein Wahn sei, ein Christ dürfe nicht schwören, noch das Schwerdt führen. Es ließen sich nur wenige zu diesem Akt bewegen.

29.

Beim **Überblick** über die Entstehung des Täufertums in der Schweiz fällt uns der **Ernst** auf, der sich in der Bewegung zeigte, — dann die **Lauterkeit** in dem Bestreben, die Urkirche neu aufleben zu lassen, wie auch viel **Opfersinn** für die erkannten Wahrheiten. Überall zeigt sich ein gesunder Anfang in der Errichtung einer Gemeindekirche, welche mit dem Staat nicht verquickt werden sollte. Hätte man die Bewegung gewähren lassen, sich klären, gesunde Beziehungen zur Kulturwelt finden lassen, so hätte sie sicherlich alle Überspanntheiten überwunden und wäre dem Lande zu großem Segen geworden. So aber, wie es ging, wurde sie zu einem kleinen Konventikel herabgedrückt, der sich nur mühsam erhalten konnte, um die allgemein menschlichen Ansprüche auf Gewissensfreiheit in eine spätere Zeit herüber zu retten.

V. Die Entstehung des süddeutschen Täufertums.

30.

Eine Gährungszeit auf allen Gebieten — also des kirchlichen, politischen und sozialen Lebens, waren die zwanziger Jahre des 16. Jahrhunderts in allen Ecken und Winkeln des südlichen Deutschlands. Das allgemein aufblühende Studium der Wissenschaften verhalf weiten Volksschichten zu selbstständigem Denken, so daß man sich die bestehenden Schäden nicht nur anschaute und darüber trauerte und spottete, sondern auch auf Mittel sann, sie zu beseitigen und sich neu und besser einzurichten. Für Tausende wurde Luthers Auftreten zu einem Anstoß, nicht nur innerlich mit Rom zu brechen, sondern auch äußerlich eine neue kirchliche Gestaltung anzustreben. Ähnlich ging es auf dem politischen und sozialen Gebiet. Hier war viel Unheil wegzuräumen. Die gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse der Land- und Dienstbevölkerung waren schlimmster Art. Die armen Leute lebten unter großem Druck und schreienden Ungerechtigkeiten ihre Tage dahin. Sie sollten dieselben aber als ihnen durch ihre Herrschaften vermittelte göttliche Verfügungen ansehen und alles ertragen, ohne zu murren. Das ging schwer an, nachdem die sich Bahn brechenden freieren Zeitideen und Luthers erste Schriften dem gemeinen Mann gezeigt hatten, daß er nicht nur Pflichten, sondern auch Rechte habe. Die Entstehung von Vereinen, wie „Der arme Konrad“ u. a. beweisen dieses. Auch Luther konnte den Ansprüchen und Forderungen dieser Vereine seine Sympathie nicht versagen. Daß diese Bewegung durch **Thomas Münzer** auf eine radikal revolutionäre Bahn gereit, daran waren meistens die Regierungen schuld, welche

das arme Volk beherrschen und plündern, aber sein Gedeihen nicht fördern wollten. Der Bauernaufruhr zeigt, wie wenig der eigentliche Geist des Christentums das deutsche Volksleben jener Tage beherrschte. Und mit den Irregehenden hatte man erst recht kein Erbarmen. Selbst Luther konnte das harte Wort sprechen: „Schlagt die aufrührerischen Bauern tot wie räudige Hunde!" Die Regierungen aber erhielten durch diese wilde Erhebung des Volkes solch einen Schrecken vor jeder selbstständigen Bewegung desselben, daß sie jede Kundgebung dieser Art mit den schärfsten Mitteln zu bekämpfen bereit waren.

31.

Natürlich ließen sich auch **die alten Bruderschaften oder Ketzerschulen** von dem allgemeinen Drange einer Neugestaltung der Dinge beeinflussen. Luthers Auftreten war ihnen ja tief sympathisch, zumal er in der ersten Zeit seiner Wirksamkeit ganz ihren Ton anschlug. In sehr besonnener Weise nahmen sie aber seiner Reformation gegenüber zunächst eine zuwartende Stellung ein. Sie schlossen sich ihr nicht an, weil sie sich eine biblische Neubildung des kirchlichen Wesens nicht anders denken konnten, als in der Art von Vereinigungen solcher zu festen Gemeinden, welche lebendige Christen waren. Luther aber verstand sich zur Einrichtung von Staatskirchen und neigte sich nach dem Jahre **1524** wesentlich dem alten römischen Kirchenbegriff zu, der den Glaubenszwang einschloß. Das ging gegen die Grundsätze der Brüder und somit pflegten sie ihre stillen Zusammenkünfte weiter, bis sie durch die Nachricht von dem offenen Auftreten der Schweizerbrüder und deren Einführung der Erwachsenentaufe ebenfalls vor die Frage gestellt wurden, ob ein solcher Schritt nicht schriftgemäß sei, und ob eine Hinausschiebung desselben nicht als eine Verleugnung des Glaubens angesehen werden müsse. Und bald folgte man allgemein den Genossen in der Schweiz. Straß-

burg, Nürnberg, Augsburg, Steyr, — diese Sitze der alten Waldensergemeinden wurden nun auch die Mittelpunkte der süddeutschen Täuferbewegung, deren selbstständige Gemeindebildungen **die zweite Entwicklungsperiode des Täufertums** einleitet. Würdige und tüchtige Männer waren die Träger der neuen Strömung, — wie Ludwig Hetzer, Hans Denk, Balthasar Hubmeier, Jakob Groß, Leonhard Schiemer u. a. Manche Führer der Sache kamen auch als Vertriebene aus der Schweiz, wie Jakob Blaurock und Michael Sattler. Freilich eine monarchische Stellung, etwa wie Luther und Zwingli sie hatten, bekleideten diese Führer nicht in ihren Kreisen. Die Täufer lehrten vielmehr, daß die Hauptentscheidungen wichtiger kirchlicher Fragen bei der ganzen Gemeinde liege und nicht bei einem sogenannten Klerus.

32.

Die Einrichtung selbständiger Täufergemeinden begann hier im J. 1526 und wohl zuerst in **Augsburg**. Zwei Täuferlehrer, Jakob Groß aus Waldshut und Kaspar Färber aus dem Innthal kamen hierher und vollzogen die ersten Taufen. Vorher aber war die Sache sehr ernst und eingehend von den Brüdern besprochen worden. Ja, es scheint hier so eine Art von der alten Synodalversammlung stattgefunden zu haben, auf der sich auch gewisse Stimmen gegen diesen Schritt hören ließen. Männer, wie Hetzer, Denk, Hubmeier, Hans Hut u. a. waren anwesend, und erst nach längeren Verhandlungen einigte man sich dahin, ein eigenes Gemeindeleben beginnen zu wollen. Denk und Hut gehörten auch zu den Täuflingen. Die Gemeinde wuchs bald zu 1100 Gliedern. In **Straßburg** war einer Entwicklung der dortigen Bruderschaft vielseitig vorgearbeitet worden. Die gesamte Bürgerschaft hatte wohl mit Rom gebrochen, war aber weder mit Luther noch mit Zwingli eines Sinnes. Capito und Butzer, ihre Reformatoren, schwankten bezüglich

der Lehre von der Kindertaufe, und so machte sich hier die Sympathie für die Stiftung einer Gemeinde nach apostolischem Muster lebhaft geltend. Auch hierher kam Jakob Groß aus Waldshut und vollzog i. J. 1526 im Rheinstrom die erste Taufe. Somit sind die ersten süddeutschen Gemeinden als Sprößlinge des Täufertums in der Schweiz zu betrachten. Groß stand auf einem festen Bekenntnisstandpunkt. Er lehrte sehr entschieden, daß die Taufe als eine Besiegelung des persönlichen Glaubens zu empfangeu sei; daß ihr ein heiliges Leben folgen müsse; — daß also ein Christ nicht schwören, noch das Schwerdt des Glaubens wegen gegen die Obrigkeit noch seinen Nächsten führen dürfe. Auch die Gemeinde in Straßburg wuchs rasch an Zahl und Bedeutung, was Capito und Butzer um ihr eigenes Werk besorgt machte. In **Worms** trat der lutherische Prediger Kauz zu den Brüdern über, und bald gab es auch hier eine blühende Gemeinde. Ludwig Hetzer und Melchior Rink arbeiteten längere Zeit in ihrer Mitte. In **Steyr** bildete sich der dortige Bruderkreis im Jahre 1526 ebenfalls zu einer eigenen Gemeinde um, und diese hatte hier einen solchen Einfluß, daß z. B. Hans Hut 1527 nicht nur außerhalb der Stadt, sondern auch im Schloß predigen durfte. Sehr erfolgreich wirkten hier auch Leonhard Schiemer, Jakob Wiedemann u. a. Einer ihrer bedeutendsten Prediger war ein Thomas Waldhauser. Von hier aus wurde i. J. 1527 zu **Linz** eine Täufergemeinde gegründet. An ih wirkte für einige Zeit Wolfgang Brandhuber, ein Bischo der oberösterreichischen Gemeinden. Ähnlich ging es an andern Orten. In kurzer Zeit war ganz Oberdeutschland mi einem Netz von Täufergemeinden überspannt.

VI. Bedeutende Führer und Lehrer.

33.

Unter den bedeutendsten Führern und Trägern des süddeutschen Täufertums muß wohl **Hans Denk** zuerst erwähnt werden. Über seine **Herkunft** ist nicht viel überliefert. Er soll im Jahre 1495 in Baiern geboren worden sein. Zuverlässige Nachrichten lassen ihn sodann in Basel studieren, wo er sich die Magisterwürde erwarb. Er vekehrte hier mit Erasmus, Ökolampadius und andern Gelehrten und eignete sich bedeutende Kenntnisse an, besonders in den alten Sprachen. Er gab in Basel eine griechische Grammatik heraus. Nebenbei vertiefte er sich in die Schriften der deutschen Mystiker und mag auch zu dem hier bestehenden Bruderkreise in Beziehung getreten sein. Längere Zeit war er Correktor in einer Buchdruckerei. Seine wissenschaftliche und moralische Tüchtigkeit trug ihm einen Ruf als Lehrer nach Nürnberg ein. Ökolampadius hatte ihn dorthin bestens empfohlen.

34.

In **Nürnberg** trat Denk im Jahre 1523 das Rektorat an der St. Sebaldusschule an. Er war verheiratet. In dieser Stadt hatten die Anhänger Luthers unter der Führung Osianders die leitenden Männer des Magistrats auf ihre Seite gezogen und so war hier äußerlich die lutherische Reformation durchgeführt worden. Es gab aber viele, welche mit den praktischen Folgen dieses Schrittes nicht zufrieden waren, weil der Wechsel meistens darin bestand, daß man auf Papst, Seelenmessen, Fastengebote 2c. tüchtig schimpfte, von einem thatkräftigen Streben nach guten Sitten aber nichts wissen wollte. Hier gab es jedoch auch einen bedeutenden Rest einer alten Waldensergemeinde und zudem

manche andere, welche unter dem Einflusse des Dr. Staupitz mit Rom innerlich gebrochen hatten. Diese drangen auf einen innern Verkehr der Seele mit Gott und einem dem entsprechenden heiligen Wandel in Sanftmut und Liebe. Ihnen genügte keine bloß äußere Reformation. Auch Hans Sachs kritisierte die lutherische Bewegung scharf und meinte, sie enthalte viel Geschrei, aber wenig Wolle. Denk nun suchte schon von Basel her den Schwerpunkt der Religion in der Bethätigung eines reinen Wandels und so dauerte es nicht lange, bis es zwischen ihm und **Osiander** zu Meinungsverschiedenheiten kam. Osiander aber zögerte nicht, gegen ihn die Obrigkeit anzurufen. Im Dezember d. J. 1524 mußte Denk vor dem Magistrat erscheinen, um sich mit Osiander zu besprechen. Da er sich von seinen angeblichen Irrlehren nicht abbringen ließ, so hatte er sein Glaubensbekenntnis schriftlich einzureichen. Dasselbe wurde von Osiander in seiner Weise in einem Gutachten darüber widerlegt. Mit Denk darüber weiter zu disputieren, hielten er und seine Kollegen für unnütz, da er, wie sie sagten, seine Irrtümer äußerst geschickt zu verteidigen verstehe. Sie drangen einfach auf seine Vertreibung. Der Magistrat folgte ihrem Rat und so mußte Denk am 21. Januar 1525 Nürnberg verlassen, „weil er einige Irrtümer eingeführt und verteidigt habe."

35.

Denk in St. Gallen und Augsburg. Es wäre für Denk leicht gewesen, sich bei seinem Talent eine angesehene Stellung zu erringen, hätte er sich einer der herrschenden Parteien angeschlossen. Dazu aber war er ein viel zu solider Charakter und somit lebte er treu seiner Überzeugung weiter, obwohl ein unsicheres Wanderleben fortan sein Loos war, da seine Gegner die schlimmsten Verleumdungen gegen ihn aussprengten. Nur für kurze Zeit

fand er hie und da ein Asyl. So finden wir ihn im Sommer d. J. 1525 in St. Gallen in der Schweiz, wo er sich zuerst hoher Achtung erfreute. Da er hier jedoch zur Täufergemeinde in intime Beziehungen trat, so mußte er bald die Flucht ergreifen. Er ging nach Augsburg und hier verschafften ihm einflußreiche Freunde die Erlaubnis, da bleiben zu dürfen und sich durch Unterrichten zu ernähren. Er muß sich hier den „Brüdern“ bald angeschlossen haben; denn er war eine von den leitenden Persönlichkeiten, welche hier im Frühjahr 1526 die Synode abhielten, auf der die Einführung der Spättaufe auch bei den süddeutschen Bruderschaften beschlossen wurde. Hubmeier und Jakob Groß aus Waldshut halfen wesentlich mit, diesen Schritt herbeizuführen. Ersterer bewog auch Denk zur Taufe. Denk taufte sodann Hans Hut u. a. Die Taufe wurde hier durch Untertauchung vollzogen. Denk erörterte seine Erkenntnispunkte in mehreren Schriften. An ihm machte seine Richtung einen Erwerb von großem Werte. Er wurde der Führer der Gemeinde zu Augsburg und diese durch ihn zum Mittelpunkt der gesamten Täuferbewegung Süddeutschlands. Sie zählte bald an 1100 Gliedern. Manche der angesehendsten Familien der Stadt gehörten ihr an. Kein Wunder, daß der Führer der lutherischen Reformation, **Urbanus Rhegius**, der im ganzen den Magistrat beherrschte, um sein Werk besorgt wurde. Trotz des eingeführten Protestantismus war Augsburg ein wahres Sodom. Reichtum und Luxus erzeugten ein üppiges, lasterhaftes Treiben und diesem gegenüber erwies sich die lutherische Reformation als ein Fehlschlag. Selbst einer der Prediger sagte: „Wenn es so fortgeht, so schlagen wir einander selber tot; ich habe mein Messerlein mitgenommen.“ Sehr naturgemäß war da die stille Täufergemeinde ein Anziehungspunkt für viele Nachdenkende. Rhegius aber griff sie mit allen Mitteln der

Verunglimpfung an, nannte die ganze Bewegung ein Fastnachtsspiel, um das Evangelium verhaßt zu machen und eiferte besonders gegen die Täuferprediger, die in allen Winkeln „mummeln." Denk hieß er einen Schleicher und die Wiedertaufe ein Laster. Er predigte Folter und Richtbeil gegen die Täufer, „welche ihr Gift in allen Winkeln ausgegossen hätten." Denk hatte eine Disputation mit ihm und sah dabei ein, es sei besser für ihn und seine Sache, Augsburg zu verlassen.

36.

In Straßburg und Worms. Im Herbst d. J. 1526 wandte sich Denk nach Straßburg, weil die Täufer hier infolge der irenischen Haltung der dortigen Reformatoren, Capito und Butzer, eine Art von Asyl fanden. Michael Sattler stand hier einige Zeit an der Spitze der Gemeinde, und nach ihm ein gewisser Marbeck, der sich sonst noch durch seine technischen Leistungen berühmt machte. Sogar einige der lutherisch gerichteten Pfarrer, wie Mathäus Zell, fühlten sich stark zu den Täufern hingezogen und auch Capito stand ihnen nahe. Somit fand Denk hier viel ihm Sympathisches. Butzer aber sah in der Täufergemeinde eine große Gefahr für seine Sache und es gelang ihm, nach Zwinglis Beispiel, den Magistrat zu seinen Gunsten und gegen die Täufer zu bestimmen. Mehrere derselben wurden eingekerkert und Denk wurde nach einer öffentlichen Disputation im Dezember 1526 aus der Stadt verwiesen. Seine Anhänger wären hier stark genug gewesen, der Behörde Trotz zu bieten, aber Denk wollte sehr entschieden in Glaubenssachen von keiner Gewalt etwas wissen und so setzte er gelassen seinen Stab weiter. Er wandte sich nach **Worms**. Hier waren die Täufer in solcher Anzahl vorhanden, daß der Rat Bedenken trug, gegen sie gewaltmäßig vorzugehen. Denk benutzte die ihm hier gewährte

Ruhe dazu, in Gemeinschaft mit Ludwig Hetzer eine Übersetzung der Propheten anzufertigen. Sie wurde hier im April d. J. 1527 gedruckt und war so gesucht, daß in 13 Jahren 15 Auflagen davon erschienen, bis sie durch die lutherische verdrängt wurde. Sie hat letztere aber wesentlich beeinflußt; denn Luther rühmte sie hoch. Später, als er erfuhr, woher sie stamme, meinte er: „Ich achte, daß falsche Propheten und Rotten die Bibel nicht treulich dollmetschen können.“ Den Schweizer Reformatoren „grausete“ es vor dem Werk, weil es von Ketzern stammte.

37.

Die Augsburger Synode und Denks Ende. Denks Ruhezeit in Worms war von kurzer Dauer. Das Wachstum der Täufergemeinde erfüllte den Magistrat mit Besorgnis; ebenso aber auch den Kurfürsten Ludwig. Man erlaubte noch eine öffentliche Disputation zwischen den Täufern und ihren Gegnern, dann aber wurde Denk auch hier ausgewiesen, im Juni 1527. Bald darauf, im September, treffen wir ihn wieder in Augsburg, wo sich die meisten amtlichen und wissenschaftlichen Träger des süddeutschen, — und also auch österreichischen Täufertums zu einer Synode versammelten. Denk führte den Vorsitz. Es waren an 60 Abgeordnete der Gemeinden anwesend, — so unter andern: Joh. Hut, Jakob Hetzer, Caspar Färber, Balthasar Hubemeier. Man einigte sich über die wesentlichen Bekenntnispunkte und kirchlichen Ordnungslinien der Gemeinschaft. Weil die meisten der Beteiligten später mit ihrem Leben für ihren Glauben einzutreten hatten, so bekam diese Konferenz den Namen: **Märtyrer-Synode.** Ihre Beschlüsse sind für das süddeutsche Täufertum von grundlegender Bedeutung. Einige Stimmen, wie die eines Hans Hut, wollten einer bewaffneten Gegenwehr gegen ihre so grausamen Verfolger das Wort reden,

aber sowohl so eine Ansicht als auch gewisse chiliastische Träumereien Huts wurden als nicht schriftgemäß verworfen. Denks Standpunkt, daß sich ein Christ nicht rächen dürfe, auch nicht mit der Waffe zur Wehre sich zu setzen Erlaubnis habe, — wurde als richtig angenommen und sein Büchlein „Von der Liebe“ — wurde als eine Art von gemeinsamer Bekenntnisschrift unter den Gemeinden verbreitet. Auf dieser Synode wurden auch viele Sendboten oder Apostel für die verschiedenen Länder abgeordnet. Denk wurde nach der Schweiz gewiesen. Er kam jedoch nur bis Basel. Hier brach seine durch Entbehrungen und Strapatzen sehr geschwächte Konstitution zusammen und er wünschte sich nun auch ein Asyl, um daselbst ruhig sterben zu können. Auch innerlich drückte ihn ein tiefer Schmerz über die Art und Weise, in der Bekenner des Evangeliums seinen Lehren von einem geheiligten Wandel, ohne Bitterkeit und Haß, entgegentraten; — dann aber auch darüber, daß es im eigenen Lager solche gab, die eine bewaffnete Gegenwehr für christlich hielten. Da nun der Basler Magistrat kurz vorher verboten hatte, einen Täufer zu beherbergen, so befand sich Denk in großer Verlegenheit. In dieser Not wandte er sich brieflich an seinen alten Lehrer Ökolampadius mit der Bitte, ihm doch für einige Zeit Erlaubnis zu erwirken, da bleiben zu dürfen. Der Reformator besuchte Denk persönlich und sah bald, daß dessen Tage gezählt seien. Er nahm sich seiner freundlich an, suchte ihn auch von seinem angeblich irrigen Standpunkt abzubringen. Denk schrieb noch eine kurze Zusammenfassung seiner religiösen Ansichten, in der namentlich sein versöhnlicher Standpunkt gegen andere hervortritt, die auch Christum nachfolgen wollen. Man hat diese Erklärung als einen Widerruf hinstellen wollen; aber das geht nicht. Noch vor Schluß des Jahres starb Denk.

38.

Seine Schriften machen ihm alle Ehre. Als eine stille innerliche Natur wäre er lieber vom litterarischen Markt weggeblieben. Aber die ihm auf Schritt und Tritt entgegentretenden Irrtümer bewogen ihn, die Feder zu ergreifen. Als Schriftsteller zeigt er entschieden Begabung. Er muß sehr rasch haben arbeiten können, da er in kurzer Zeit so viel Gediegenes herausgab. Von seinen Schriften sind besonders zu merken: 1. Sein Glaubensbekenntnis; 2. eine Schrift über die Erleuchtung von oben, — eine Anleitung, die Widersprüche in der heiligen Schrift richtig verstehen zu lernen; 3. eine Schrift über die göttliche Weltordnung; 4. eine Abhandlung über den freien Willen, — meistens wider Luther gerichtet; 5. eine Schrift über das Gesetz Gottes — eine Abhandlung über die Rechtfertigung; 6. ein Werk über die Liebe, in dem er weite Persönlichkeit in Glaubenssachen fordert, weil ja die Liebe das Kennzeichen der Jüngerschaft Christi ist. Seine Übersetzung der Propheten wurde schon erwähnt. Denks Schriften fanden in jenen Tagen weite Verbreitung. Später gerieten sie in Vergessenheit, sogar bei seiner eigenen Richtung.

39.

Denks besondere Ansichten erweisen ihn als einen tief religiösen, ideal angelegten, mystisch gearteten, edlen Denker. Von den Mystikern hat er sich nicht nur Ideen, sondern auch ihre Sprache angeeignet. Seine Sätze sind philosophisch gehalten und sehr umfassend, so daß sie leicht nach zwei Seiten hin verstanden werden können. Manches nimmt sich wie ein Monolog aus, in dem sich jemand selbst Rechenschaft über seine Erkenntnis gibt und seine religiösen Gefühle darzustellen sucht. Den Ausgangspunkt der Religion bilden bei ihm das religiöse Gefühl und die Stimme des Gewissens. Der Glaube ist ihm die Unter-

ordnung unter den göttlichen Willen. Diesen finden wir nun wohl in der heiligen Schrift geoffenbart; — aber woher wissen wir, daß sie Wahrheit enthält? Zwei Stücke belehren uns: die innere Stimme Gottes an unser Herz und die Erfahrung. Die innere Stimme im Menschen ist nach Denk ein Funke des göttlichen Geistes in uns, — ja, dieses „innere Wort" ist ein Teil des Wortes Gottes, das in Christo Mensch wurde. Somit lebt im gefallenen Menschen ein Stück des göttlichen Ebenbildes und er ist nicht so „in Sünden ersoffen," wie Luther meinte. Durch Gottes Gnade wird nun der Mensch von der Sünde los. Aber nur ein heiliger Wandel erhält ihn in der Gemeinschaft mit Gott und führt ihn zu weiterer Erkenntnis. Nach Evang. Johannes. 5, 17 stellte Denk als den Hauptpunkt seiner gesamten religiösen Erkenntnis den Satz auf: **„Christum vermag nur zu erkennen, wer ihm nachfolgt in einem heiligen Leben."** Als besondere Tugenden betonte Denk die Gelassenheit und Versöhnlichkeit. Äußere Ceremonien und Nebenansichten sollen nach ihm die Christen nicht trennen. „Es erscheint mir ungereimt," sagte er, „daß es nicht erlaubt sein soll, daß der eine anders denkt als der andere." Ihm war irgendwelche Anwendung von Gewalt in Glaubenssachen tief zuwider. Er hoffte auf eine schließliche Begnadigung aller Menschen.

Manches in diesen Lehren ist ja anfechtbar. Kein Wunder ist es daher, daß er scharfen Widerspruch erfuhr. Seine Anschauung vom innern Wort konnte leicht falsch gedeutet werden. Seine Lehre vom innern Gesetz des Christen, das ihn des äußern Gesetzes enthebe, klang seinen Zeitgenossen wie ein Aufruf zum Umsturz aller Ordnungen. Seine religiöse Toleranz aber war ein völliger Anachronismus, nachdem Luther den Glaubenszwang als richtig anerkannt hatte. Denk griff weder Kirchenverfassungen noch Ceremonien an und trug sich in seinen letzten

Tagen mit der Frage, ob man nicht der äußern Taufe zu viel Wichtigkeit beimesse und ob er berufen sei, zu taufen. Höher als alle Dogmatik stand ihm die Ethik. Man wird wohl auch zugeben müssen, daß manche seiner Aussprüche eine gewisse pantheistische und rationalistische Färbung an sich tragen.

40.

Denks Bedeutung für das Täufertum liegt zunächst in dem, was er war — dann erst in dem, was er lehrte. Seine reine Sittlichkeit und der Adel seiner Gesinnung machen ihn zu einer Lichtgestalt seiner Zeit. Solche rohen Ausdrücke, wie bei Luther und Zwingli, finden sich nicht in seinen Schriften. Somit reden auch alle billig Denkenden unter seinen Gegnern von ihm mit Achtung. In St. Gallen sagte Vadian, der Bürgermeister von ihm, daß er ein ausgezeichneter Jüngling sei und an Jahren größer erschien als er war. Bei andern heißt es von ihm: „Er war eine gelehrte, reine, reiche Person und hebräischer Sprache nicht ungeschickt.“ Nach seinem Tode hieß es: „Der Anabaptisten Apollo ist gestorben.“ Freilich, so ein hinreißender Vorkämpfer der Ideen seiner Richtung, wie Blaurock, war er nicht. Dazu war er zu milde gegen Andersdenkende. Wäre nicht die römische und protestantische Kirche so fanatisch gegen jede von ihren Dogmen abweichende Ansicht aufgetreten, so hätte er sich schwerlich an die Täufer angeschlossen. Er hatte eher Sinn für so einen stillen Kreis von Jüngern Jesu, wie ihn z. B. die Gottesfreunde darstellten. Die Erwachsenentaufe ließ er sich gefallen, nachdem sie einmal eingeführt war, bedauerte aber später, daß er andere getauft habe. Ihm war es nicht sympathisch, daß die Taufe ein so spezielles Merkmal seiner Richtung wurde; — weniger noch, daß man sie überschätzte. Auch sein Predigtamt scheint ihm kein inneres Bedürfnis gewesen zu sein. Er war eher

ein Stubengelehrter. Seinen tiefsten Einfluß auf seine Genossen übte er dann auch durch seine Schriften und durch persönliche Unterredungen aus. Und dies namentlich auf die Gebildeten unter ihnen; denn dem gewöhnlichen Manne war seine Ausdrucksweise zu philosophisch. Aber unter den Führern des süddeutschen Täufertums war er tonangebend. Hier verhalf er den Traditionen der alten Waldenser zur Geltung und verhütete dadurch bei ihnen jene einseitige und enge Auffassung mancher Schriftlehren, wodurch die Schweizer Brüder ihren Einfluß so bald lähmten. Er hat den Erkenntnisstandpunkt seiner süddeutschen Genossen in den Jahren v. 1526—1530 wesentlich gebildet und sich auch um ihre Gemeinschaftsorganisation große Verdienste erworben. Viele seiner Ansichten tragen ja ein modernes Gepräge. Seine Bekenntnistreue, sowie seine Sanftmut gegen seine Gegner machen ihn zu einem leuchtenden Vorbild für alle Zeiten.

41.

Dr. Balthasar Hubmeier war ebenfalls ein bedeutender Führer der süddeutschen Täufer, obschon er auch in der Schweiz und in Mähren gewirkt hat. Er wurde um **1480 zu Friedberg bei Augsburg** geboren. Seine Eltern waren arm. Das nötigte ihn einmal, seine Studien zu unterbrechen und in Schaffhausen als Lehrer zu wirken. Er studierte zu Augsburg und zu Freiburg im Breisgau. Er trieb philosophische und theologische Sachen. **Dr. Eck** war einer seiner Lehrer. Mit großer Auszeichnung erwarb er sich die Magisterwürde. Im J. 1511 erhielt er die Erlaubnis, selbst Vorlesungen halten zu dürfen. Im J. 1512 nahm er einen Ruf als Professor der Theologie nach **Ingolstadt** an, wo damals Dr. Eck wirkte, und im J. 1515 wurde er Prorektor dieser berühmten Hochschule. Ein Jahr darauf verschaffte ihm sein Ruf als Kanzelredner die Stelle eines Dompredigers in **Regensburg**.

Hier befanden sich die Bürger eben in einem heftigen Streit mit den Juden. Hubmeier nahm sofort teil daran und half mit, die Juden zu vertreiben, da sie das Volk durch Wucher aussaugten. Ihre Synagoge wurde zerstört und an deren Stelle eine Kapelle — „zur schönen Maria“ erbaut, deren Priester Hubmeier wurde. Ein vor derselben aufgestelltes Marienbild that Wunder über Wunder und Tausende von Wallfahrern strömten herbei. Bald kam es zu großem Unfug in diesen Haufen. Sehr energisch trat Hubmeier gegen denselben auf, zog sich aber damit die Ungunst seiner Vorgesetzten zu, so daß er i. J. 1521 die Stelle aufgab und einem Rufe als Priester nach **Waldshut** am Oberrhein folgte. Mit peinlicher Gewissenhaftigkeit übte er die Gebräuche der römischen Kirche. So stellte er sich z. B. bei Hochgewittern mit der Hostie unter die Kirchthür und beobachtete sonst bei allen Prozessen und Ceremonien die größte Feierlichkeit. Dadurch gewann er sich das Vertrauen seiner Gemeinde.

42.

Als Anhänger der evangelischen Lehre. Es war natürlich, daß Hubmeier von der reformatorischen Bewegung nicht unberührt blieb. Auch ihm fielen Luthers Schriften in die Hände und führten ihn zur Einsicht mancher Irrtümer. Ebenso las er die heil. Schrift und hier besonders die Briefe Pauli. Ein Besuch in Basel trug ihm besondere Anregung ein, weiter zu forschen. Aber in Regensburg hatte man ihn noch nicht vergessen und so ging er noch einmal zurück, konnte sich dort jedoch nicht mehr heimisch fühlen. Bald war er wieder in Waldshut, fand es aber auch hier immer schwerer, das Üben der römischen Ceremonien mit seinem Suchen nach Wahrheit zu verbinden. Auf einer Reise nach St. Gallen besuchte er Zwingli und äußerte diesem gegenüber sein Bedenken wegen der Kindertaufe. Und Zwingli gab ihm recht,

daß man die Kinder nicht taufen solle, ehe sie im Glauben unterrichtet seien. Von entscheidender Bedeutung wurde sodann für ihn seine Beteiligung am großen Religionsgespräch in Zürich im Oktober 1523, wo Zwingli den Züricher Rat für seine Sache gewann. So entschieden trat hier Hubmeier auf die reformirte Seite, daß die österreichische Regierung seine Auslieferung verlangte, da Waldshut zu Österreich gehörte. Aber sein Ansehen in seiner Stadt schützte ihn und so durfte er auch hier die Reformation einleiten. In einer Schrift bekämpfte er eine Reihe römischer Mißbräuche wie Wallfahrten, Feste, das Cölibat rc. „Aus menschlichen Kräften Keuschheit versprechen,“ sagte er, „heißt nicht anders, als ohne Flügel über das Meer fliegen.“ Die Geistlichen gewann er jedoch nicht, wohl aber die Bürger. Männer und Frauen traten begeistert für ihn ein und die österreichische Regierung bekam ihn nicht in ihre Hände. Zu **Pfingsten** d. J. 1524 wurde in Waldshut die Reformation eingeführt. Mit Zustimmung des Volkes wurde aller römische Kram aus der Kirche entfernt und die evangelische Predigt eingerichtet. Ebenso trat Hubmeier in die Ehe. Diese Vorgänge entfesselte die Wut der Regierung in Wien gegen ihn und er mußte für einige Zeit nach Schaffhausen fliehen. Er kehrte jedoch bald zurück, als er sah, wie entschieden Waldshut bei der protestantischen Sache bleiben wollte. In Zürich gewann sie einen Bundesgenossen. Die österreichische Regierung aber zog Truppen gegen sie zusammen.

43.

Übertritt zur Täufergemeinde. Hubmeier trat zunächst mit seinem reformatorischen Wirken in die Bahn Zwinglis, hielt sich aber bezüglich der Taufe offen für weitere Forschungen. Er unterhielt auch einen lebhaften Verkehr mit den Basler Brüdern und durch einen Besuch Konrad Grebels gewann er neue Anregung, über diesen Punkt

nachzudenken. Er meinte, sich mit Zwingli darin eins zu wissen, daß die Kindertaufe nicht aus der Bibel bewiesen werden könne und beschuldigte diesen und Ökolampadius später, daß sie anders redeten, als sie dächten. Ihm war es nicht möglich, seine Erkenntnis zurück zu halten und so sprach er sich bald offen darüber aus, daß bei der Kindertaufe dieser Akt ins unrichtige Alter gesetzt werde. Er führte statt derselben die Einsegnung der Kinder vor versammelter Gemeinde ein und der Basler Reformator schrieb ihm darüber: „Dieser Gebrauch gefällt mir recht wohl und ich wünsche, daß er überall Beifall finden möge.“ Auf Verlangen taufte er aber auch noch Kinder und schrieb darüber am 16. Januar 1525 an Ökolampadius, daß er einstweilen noch schwach sei mit den Schwachen. Durch flüchtige Täufer von Zürich und namentlich durch **Reublin** ließ er sich jedoch bald in eine entschiedene Stellung in dieser Sache drängen. Reublin gewann in kurzer Zeit ziemlich Anhänger für seine Lehre und taufte sie, und zu **Ostern 1525** ließ sich auch Hubmeier selbst taufen. Er vollzog dann die Taufe an weiteren 60 Personen. Er schöpfte dabei das Wasser aus einem Melkkübel, der von einigen Bauern in die Kirche getragen und auf den Taufstein gestellt wurde. Ebenso führte er die Fußwaschung ein. Wegen dieses Schrittes wurde er heftig von Zwingli angegriffen. Aber Hubmeier verteidigte seinen neuen Erkenntnispunkt mit solcher Klarheit und solcher Schärfe, daß seine Ausführungen hierüber zum Besten gehören, was man darüber lesen kann. In Waldshut ging es nun aber mit seiner Wirksamkeit schnell zu Ende. Die Züricher Regierung kündigte der Stadt ihren Beistand, seitdem dieselbe fast ganz dem Täufertum beigetreten war und nun war es den österreichischen Truppen ein leichtes, sie einzunehmen. Die Neuerungen wurden gewaltsam gestrichen und Waldshut wurde wieder eine katholische Stadt. Hubmeier gelang es, zu

entkommen; er hatte aber nicht mehr Zeit gehabt, seinen Rock anzuziehen. Seine Frau hatte ihm noch ein kleines Halssäcklein mit Geld zustecken können. Sein übriges Vermögen fiel seinen Feinden in die Hände.

44.

In große Bekenntnisnot geriet Hubmeier in Zürich. Krank und in zerfetzten Kleidern war er hier eingetroffen und hatte bei einem ihm bekannten Täufer Quartier gefunden. Bald jedoch ließ ihn der Stadtrat in Haft setzen, gewährte ihm aber eine Disputation mit Zwingli. Am 2. Dezember d. J. 1525 fand dieselbe statt. In dem amtlichen Protokoll darüber heißt es, Zwingli habe den schwäbischen Frosch in die Enge getrieben, daß er nicht einmal mucksen konnte. Das Unrichtige eines solchen Urteils liegt auf der Hand. Hubmeier war seinem Gegner mehr als gewachsen. Er geriet hier in ganz andere Schwierigkeiten. Die äußere Trostlosigkeit seiner Lage und die seiner Genossen legte sich ihm wie ein Bleigewicht auf die Seele. Alles stand gegen ihn und die Seinen. Noch vor kurzer Zeit war er ein berühmter Universitätslehrer und gefeierter Redner gewesen, voll von Erwartungen einer glänzenden Carriere. Und jetzt? Und doch konnte ihn noch ein Widerruf retten. Und es handelte sich hauptsächlich nur um den Punkt der Kindertaufe. Hubmeier muß in einer schwachen Stunde dem Rat das Versprechen gegeben haben, er werde denselben leisten. Feierlich ließ man ihn hierzu die Kanzel des Münsters besteigen. Als er aber oben stand, da sagte er: „Ich habe in der Nacht viel Anfechtung wegen dieser Sache gehabt, nun erkläre ich hier, — ich mag nicht widerrufen.“ Darauf ließ ihn der Rat in strengere Haft bringen und die scheint seine Leibes- und Seelenkräfte derart aufgerieben zu haben, daß er seinen sogenannten **Widerruf** auf-

setzte. Prüft man diese Erklärung jedoch, so ergibt sich bald die Thatsache, daß Hubmeier nur in dem Punkt der Wiedertaufe einräumt, sich geirrt zu haben. Es war dieser Satz ein ihm von seinen Feinden abgerungenes Wort. Bullinger sagt von ihm: „Wie ein schwankendes Rohr wandte er sich wieder den Wiedertäufern zu.“ Seine Gegner hatten also wenig Grund, so viel aus der Sache zu machen, wie das geschah. Der Züricher Rat ließ Hubmeier nun schwören, ihr Gebiet räumen zu wollen, und so verließ er die Schweiz im Mai d. J. 1526. Mileidige Bürger steckten ihm 10 Gulden in die Tasche.

45.

Seine Wirksamkeit in Mähren. Als ein armer Flüchtling wanderte Hubmeier über Konstanz nach Süddeutschland. In **Augsburg** traf er mit Hans Denk zusammen und bewog diesen zur Taufe. Sonst sind diese so verschieden gearteten Männer einander nicht näher getreten. Hubmeier nämlich verließ diese Gegend bald und zog nach Mähren, wo damals viel religiöse Freiheit herrschte. In der Nähe von **Nikolsburg** fand er bei den Grafen von Lichtenstein freundliche Aufnahme. Auf ihrem Gut befand sich seit 1524 eine lutherische Gemeinde unter der Leitung zweier Prediger, Spittelmayr und Gleit. Es gelang Hubmeier, Prediger und Gemeinde für seine Ansichten zu gewinnen und so entstand hier eine große Täufergemeinde, der sich sogar die beiden **Grafen von Lichtenstein** anschlossen. Durch Zuzügler aus der Schweiz und den südlichen Deutschland verstärkt, stieg die Zahl der Glieder bald bis auf 15,000. Sie wurde der Mittelpunkt der gesamten Täuferbewegung in Österreich. Die Leitung derselben lag in den Händen Hubmeiers. Es kamen aber die angesehensten Täuferlehrer jener Gegend auf kürzere oder längere Zeit hierher, — so — Hut, Schtemer, Schlaffer, Jakob Wiedemann u. a.

Es ergaben sich jedoch aus dem Verkehr dieser so verschieden gearteten Männer nicht nur gesegnete Anregungen, sondern auch Debatten und Zwiste, ja Spaltungen und Trennungen. Namentlich **Hans Hut** erwies sich als ein schwärmerischer Kopf. Er war ein Anhänger Münzers gewesen und hatte manche seiner früheren Ideen noch nicht überwunden. Er predigte viel vom jüngsten Gericht, wollte sogar den Zeitpunkt desselben bestimmen. Dazu erklärte er sich für einen Gesandten Gottes und meinte, daß bei der Wiederkunft des Herrn die Heiligen ihre Feinde mit dem Schwert erwürgen würden; jetzt aber sei es unrecht, der Obrigkeit Steuern zu zahlen oder für sie im Notfall, z. B. im Türkenkrieg, die Waffen zu ergreifen. Solchen Ansichten trat Hubmeier sehr scharf entgegen und es kam zwischen ihm und Hut zu mehreren öffentlichen Disputationen, deren eine sogar im Nikolsburger Schloß abgehalten wurde. Auf Seiten Huts stand Jakob Wiedemann. Beide wichen nicht von ihren Positionen. Die Herren von Lichtenstein legten Hut sogar ins Gefängnis. Er entkam jedoch und seine Anhänger zogen mit Wiedemann weiter nach Austerlitz. Sie hießen sich Stäbler und nannten Hubmeier und Genossen Schwerdtler, weil sie es nicht für unrichtig hielten, im Falle eines Krieges sich mit den Waffen zu verteidigen.

46.

Hubmeiers Ende. Die österreichische Regierung hatte Hubmeier jedoch nicht aus dem Auge verloren. Sie vergab es ihm nicht, daß sie durch ihn beinahe um die Stadt Waldshut gekommen war. Er sollte als ein Häretiker und ein politischer Verbrecher prozessiert werden. Immer schärfer wurde das Drängen des Königs Ferdinand bei den mährischen Behörden auf energische Verfolgung der Ketzer. Die Grafen von Lichtenstein vermochten Hubmeier nicht länger zu schützen und so fiel er zu Ende d. J. 1527

seinen Feinden in die Hände. Als Gefangener disputierte er noch einmal öffentlich mit den römischen Theologen und appellierte schließlich an ein allgemeines Konzil. Aber König Ferdinand war weit davon entfernt, einen gefangenen Ketzer gütig zu behandeln; er drängte vielmehr auf Folter und Hinrichtung desselben. So wurde denn Hubmeier in der Absicht verhört und gefoltert, ihn als einen Revolutionär erscheinen zu lassen und als solchen hinrichten zu können. Seine Beteuerung, daß er keinen Aufruhr gepredigt hatte, machte wenig Eindruck. Sein eingereichtes Glaubensbekenntnis erwies ihn ja ohnehin als einen Abtrünnigen der römischen Kirche, und so wurde er zum Feuertode verurteilt. Am 10. März d. J. 1528 bestieg er zu Wien den Scheiterhaufen. Es muß ihm sein Märtyrertum nicht leicht geworden sein. Seine letzten Worte waren: „Jesus! Jesus!“ Seine Frau hatte Gelegenheit, ihm in den letzten Tagen Mut zuzusprechen. Drei Tage nach seiner Hinrichtung wurde sie in der Donau ertränkt.

47.

Hubmeier als Schriftsteller. Infolge seiner Begabung und vorzüglichen Bildung besaß Hubmeier alle die Bedingungen, welche einen Schriftsteller zum Erfolg führen. Er schrieb ein kräftiges Deutsch, ohne sich jedoch in solchen Rohheiten zu gefallen, wie sie sich bei Luther finden. Hin und wieder erlaubt er sich beißenden Sarkasmus, besonders gegen Zwingli. Seine Argumente waren meistens gut gewählt. Um den Gebrauch der lateinischen Sprache bei der Messe als Thorheit zu erweisen, erinnert er daran, daß ja Christus mit seinen Jüngern nicht „kalikutisch“ gesprochen hat. Gegen Zwingli verteidigte er die Richtigkeit der Erwachsenentaufe in geradezu erschöpfender Weise. In den Kirchenvätern zeigt er sich gründlich beschlagen. Die meisten seiner 24 Schriften, näm-

lich 18, — hat er zu Nikolsburg geschrieben — und zwar über die wichtigsten Lehren seiner Richtung. Er handelt von der Taufe, dem Glaubensbekenntnis, der Gemeindezucht, gibt Anleitung zu einer würdigen Abendmahlsfeier; ebenso schrieb er einen Katechismus. Seine letzte Schrift behandelt die Stellung eines Christen zur Obrigkeit. Die meisten Titel seiner Schriften sind sehr umfangreich; das aber war damals allgemeine schriftstellerische Unbeholfenheit. Seine Beweisführungen aber sind immer zum Punkt und daher sehr geeignet, den Leser zu fesseln.

Man kann Hubmeier den **Dogmatiker** der Täufer nennen; denn er hat fast alle ihre allgemeinen und speziellen Lehrpunkte systematisch behandelt. Es kamen bei ihm nicht sowohl die Traditionen der Waldenser zum Ausdruck, sondern seine Darstellung der Wahrheit ging vielmehr aus ureigenem Bibelstudium hervor, befruchtet freilich von den Ideen der Bruderschaften, welche er in Zürich und St. Gallen kennen lernte. Daraus erklärt sich auch leicht der Umstand, daß seine Stellung zur Obrigkeit weit freier war als die der meisten andern seiner Genossen.

Hubmeier ist **Bibeltheologe** durch und durch. Sein Hauptsatz lautete: „Alles, was in der heiligen Schrift nicht klar geboten ist, ist verboten, — in den Dingen, welche die Ehre Gottes und der Seele Heil betreffen.“ Mit der Scholastik hat er völlig gebrochen. Daher machte er auch Zwingli den Vorwurf, daß er dem Augustinus mehr folge als dem Worte Gottes. In den Erkenntnispunkten der Täufer findet sich bei ihm große Festigkeit. In der **Taufe** geschieht eine Verpflichtung, welche vom Kinde noch nicht gefordert werden kann. In Matth. 19, 14 sagt der Herr „solcher“ ist das Himmelreich, nicht „ihrer“. Er stellte folgende **Heilsordnung** auf: 1. Wort; 2. Gehör; 3. Glaube; 4. Taufe; 5. Werk. In der Johannistaufe bekannte sich der Täufling als Sünder; in der christlichen

Taufe wird ihm die Vergebung der Sünden bezeugt. Das Abendmahl ist nach Hubmeier ein Gedenkzeichen des Leidens und Sterbens Jesu Christi und ein Zeichen der Liebe seiner Jünger untereinander. Über die **Gütergemeinschaft** sagte er: „Wir sind nicht Herren unserer Güter, sondern nur Verwalter derselben; darum soll man den Hungrigen speisen und dem Nächsten helfen.“ Die **Gemeindezucht** lehrte er als ein wesentliches Stück des kirchlichen Lebens. Wo sie nicht ist, da ist gewißlich keine Kirche, sagte er. Aber er unterscheidet zwischen öffentlicher und heimlicher Sünde. Erstere soll auch öffentlich bestraft werden. Die Taufpflichten nötigen einen Christen, sich des Bruders anzunehmen, wenn er ihn sündigen sieht. Ausschluß aus der Gemeinde ist ihm eine Übergabe an den Satan. Mit so einem soll kein Umgang gepflegt werden. **Über die Stellung eines Christen zur Obrigkeit** handelt Hubmeier recht ausführlich, weil über diesen Punkt die Täufer in milderen und schärferen Ansichten auseinander gingen. Hubmeier lehrte, daß die Obrigkeit das Schwert zu führen hat, — nicht um Tyrannei zu üben, sondern Waisen, Witwen und Verfolgte zu beschirmen. Auch einer ungläubigen Obrigkeit ist zu gehorchen und der Christ hat ihr bei der Bekämpfung des Bösen zu helfen. Zieht sie aber das Schwert aus unlautern Motiven, da soll er ihr nicht folgen und wenn er von einer bösen Obrigkeit fortkommen kann, so ist es gut. Zoll und Tribut zu zahlen ist eines Christen Pflicht. Helfen wir nun der Obrigkeit mit unserm Geld, Ordnung und Gerechtigkeit zu üben, so können wir auch selbst in ihren Dienst treten und das Schwert tragen den Guten zum Schutz und den Bösen zum Schaden. Warum, meint Hubmeier, sollte ein Christ so ein Diener einer guten und segensreichen Sache nicht sein dürfen? Daß er freilich mit solcher Ansicht mehr auf dem ihm angebildeten konfessionellen Boden stand

als auf dem Standpunkt seiner Gemeinschaft, ergibt sich ja bald. Es scheint ihn zu solchen Ausführungen namentlich das Bestreben veranlaßt zu haben, sich und die Seinen vor dem Vorwurf revolutionärer Umtriebe zu schützen. Das Lehrstück von der christlichen Gelassenheit ist von ihm also nicht im Sinne der alten Gottesfreunde dargestellt worden.

48.

Hubmeiers Bedeutung für die Täuferbewegung des 16. Jahrhunderts ist eine hervorragende. Neben Denk ist er der größte Gelehrte seiner Genossen. Und wie treulich hat er seine Gaben und sein Wissen verwertet! Als Dogmatiker und Polemiker seiner Richtung schuf er in kurzer Zeit eine theologische Litteratur derselben, deren Verwertung dem deutschen Volk nur Segen gebracht hätte. Aber als Produkte eines Häretikers wurden seine Schriften größtenteils bald vernichtet und auch unter seiner eigenen Gemeinschaft fand sich bald keine Kenntnis derselben. Man muß sich Hubmeier insonderheit als den enthusiastischen Vorkämpfer der Erwachsenentaufe notieren. Er hatte etwas von seines Lehrers Ecks Disputierkunst an sich. Sein Charakter erweist sich als edel und fest. Sein Schwanken in Zürich hat sein späterer Märtyrertod aufgewogen. So sprechen denn auch seine Zeitgenossen von ihm als dem Führer der Täufer, dessen Tod für sie einen großen Verlust bedeutete. Seine Energie und Beredsamkeit wurden hoch gerühmt. Mit Recht kann er einem Petrus Waldus, Bischof Reiser, Georg Blaurock, Michael Sattler, Hans Denk, Menno Simons und anderen Trägern unserer Gemeinschaft würdig zur Seite gestellt werden.

49.

Ludwig Hätzer muß als ein einflußreicher Führer der süddeutschen Täufer angesehen werden. Er war ein

spezieller Freund von Michael Sattler und Hans Denk. Er stammte von den Waldensern her, hatte eine gelehrte Erziehung genossen und wandte sich zu den Täufern, weil ihn die von Luther und Zwingli betriebene Reformation nicht befriedigte. Er war für seine neue Erkenntnis besonders in Straßburg thätig. Von hier ging er nach Worms, wo er in Gemeinschaft mit Denk die Übersetzung der Propheten herstellte. Aus Worms ausgewiesen, ging er nach Augsburg, wo er der großen Täufersynode beiwohnte. Über seine spätere Wirksamkeit erfahren wir nichts Genaues. In Konstanz hat er im J. 1529 den Märtyrertod erlitten. In den betreffenden Urkunden heißt es, daß er wegen Polygamie verurteilt worden sei, — ebenso, daß er auf der Richtstätte dem Volke den 25. Psalm verdeutscht und ausgelegt habe. Beide Nachrichteu erscheinen als sehr zweifelhafter Art. Schwerlich werden ihn die Richter lange Reden an das Volk haben halten lassen; — und seine Freundschaft mit dem edlen und sittenstrengen Denk und Sattler spricht gegen die ihm angehängte Anklage auf Unsittlichkeit. Man glaubte eben gern die schlimmsten Gerüchte über die Täufer, um sie unter dem Scheine des Rechts zu verfolgen. Und der innige geschwisterliche Verband der Täufer unter einander, ferner der Umstand, daß ihre Frauen reisenden und flüchtenden Täuferlehrern freudig dienten, wurde von ihren Feinden zu allen möglichen Verleumdungen ausgebeutet. In der allgemeinen Kirchengeschichte wird Hätzer als ein Leugner der Trinität angeführt. Aber dieser Umstand hat jedenfalls nur darin seinen Grund, daß er, wie die meisten Täufer, den scholastisch formulierten Lehrsätzen der Kirche über diesen Punkt nicht beipflichtete. Seine Gelehrsamkeit wird auch von seinen Gegnern gerühmt.

50.

Hans Schlaffer war ein Bruder aus Oberösterreich, der in vielen Gemeinden mit Erfolg wirkte. Im J. 1528 würde er um seines Glaubens willen enthauptet. In seinem Verhör fragte man ihn, ob nicht die Wiedertäufer Anschläge zum Aufruhr machten. Aber er beteuerte, daß es noch nie in sein Herz gekommen sei, an einen Aufruhr zu denken. Ihn hätten noch keine andere Anschläge beschäftigt, als sein Leben zu bessern. Der Obrigkeit wolle er gehorsam sein. Ebenso sollte er die Vornehmsten seiner Ketzereien angeben. Er aber erwiderte, er wisse keinen andern Vornehmsten in seinem Glauben, als Jesum Christum. Mit ihren Anklagen gegen die Täufer, daß sie Aufrührer seien, sagte er zu den Richtern: gehe es gerade so, wie in dem Prozeß Christi und seiner Apostel vor der heidnischen Obrigkeit.

51.

Leonhard Schiemer war der erste Bischof der Täufergemeinden in Oberösterreich. Er war von frommen Eltern erzogen worden, studierte auf der Universität zu Wien und hatte sich sodann bei einem Priester auf den geistlichen Stand vorbereitet. Darauf war er selbst einige Zeit Priester gewesen. Aber das weltliche Treiben der römischen Geistlichen gefiel ihm so schlecht, daß er in den Barfüßerorden trat, dessen demütiges und sanftmütiges Wesen ihn anzog. Er blieb sechs Jahre im Kloster, dann entfloh er infolge der Streitigkeiten, welche unter den Mönchen ausgebrochen waren. Er ging nach Nürnberg und scheute sich nicht, trotz seiner gelehrten Bildung das Schneiderhandwerk zu erlernen. Hier trat er aber bald zu den „Brüdern“ in Beziehung und lernte ihre Weise kennen. Auf seiner Wanderung kam er 1527 nach Mähren, wo Hubmeier wirkte. Dieser scheint ihn jedoch nicht besonders gefesselt zu haben; denn er zog bald weiter nach **Wien**, wo Hans Hut heimlich Täufer-

sammlungen abhielt. Hier ließ er sich taufen und wurde bald darauf zum Lehrer gewählt. In Steyermark, Salzburg und Baiern wirkte er sodann mit großem Erfolg, taufte viele und organisierte Gemeinden. Im J. 1527 wohnte auch er der großen Täufersynode in Augsburg bei. Von hier ging er nach Tyrol, fiel dann aber bald den römischen Schergen in die Hände und wurde im April 1528 zu Rottenburg lebendig verbrannt.

Schiemer war also aus einem Mönch und Priester der römischen Kirche ein Lehrer und Apostel der Täufer geworden. Er hieß auch Bischof, weil er mehrere Gemeinden beaufsichtigte. Er muß infolge seiner Bildung, seiner vielseitigen Erfahrungen und seiner großen Erfolge für eine bedeutende Persönlichkeit unter seinen Genossen angesehen werden. Er hat mehrere Bücher geschrieben, namentlich auch viele Briefe an seine Gemeinden. Auch war er poetisch begabt. Mit den ersten Theologen seiner Zeit erbot er sich zu disputieren. Er stand fest auf dem Boden der heiligen Schrift. Von ihm an hat sich das Bischofsamt bis zum Schluß des 18. Jahrhunderts in Österreich erhalten.

52.

Ambrosius Spittelmayr war ebenfalls ein hervorragender Täuferlehrer Oberösterreichs. Er wurde i. J. 1497 in Linz geboren. Er besuchte i. J. 1527 die Universität, scheint dieselbe aber nicht absolviert zu haben. Von Hans Hut empfing er die Taufe und bald wurde er selbst ein sehr eifriger Apostel seiner Richtung. In Nürnberg fiel er der Obrigkeit in die Hände, die ihn nach langen Verhören als einen „christlichen Rottierer und Aufrührer“ zum Tode verurteilte.

Seine Aussagen vor seinen Richtern gewähren einen umfassenden und tiefen Blick in seinen und seiner Genossen Erkenntnisschatz. Er ist durchsättigt von den Ideen der

alten Mystik. Gott soll in den Tiefen der menschlichen Seele, und in der Natur gefunden werden. Das innere Licht soll das Wort Gottes verständlich machen. Die Gemeinde ist ihm die Vereinigung solcher, welche Christo nachfolgen wollen. An Christus ist seine Armut und sein Leiden zu betonen, somit ist die Gelassenheit seiner Jünger Pflicht. Von einem gewaltmäßigen Widerstand gegen die Obrigkeit will Spittelmayr nichts wissen; doch meint er auch, daß Christen keiner Obrigkeit bedürfen. In der Gemeinde soll eine ideale Gütergemeinschaft herrschen. Christus ist ihm der Sohn Gottes, aber auch wahrer Mensch. Er wurde Mensch, um uns durch Lehre und Beispiel wahre Sittlichkeit zu lehren und die mit der Erbsünde behaftete Menschheit zu erlösen. Er hat als unser Mittler uns den Himmel aufgeschlossen. Ein Sakrament im römischen Sinn kennt er nicht. Die Kindertaufe ist durch die Fürwitzigkeit der Päpste eingesetzt worden; — von ihr hält er nichts. Die Erwachsenentaufe ist ihm der Bund, welchen Gott mit den Seinen macht. Der Täufling muß aber zuerst zur Erkenntnis von der Bedeutung dieses Bundes gelangt sein, ehe er getauft werden darf. Christi Einsetzungsworte beim heiligen Abendmahl müssen nach dem Sinn aufgefaßt werden. — Überall stoßen wir in Spittelmayrs Aussagen auf die Ideen der alten Brüdergemeinden und Waldenser. Apostolisches Christentum ist es, was er beansprucht zu lehren und zu haben.

53.

Eitel Hans Langenmantel entstammte einem berühmten Patriziergeschlecht zu Augsburg. Er diente längere Zeit in den Reihen der Landsknechte. Im März d. J. 1527 wurde er von Hans Hut für die Grundsätze der Täufer gewonnen und bald auch von diesem getauft. In ihm erhielt die Gemeinde eine sehr wertvolle Kraft, da er infolge seiner Herkunft, seiner gesellschaftlichen Stellung

und seiner Begabung zu den ersten Bürgern Augsburgs gehörte. Er wurde bald in den Predigtdienst gewählt und leistete der Gemeinde einen Ersatz für Hans Denk, dessen Schüler er war, wovon auch seine Schriften Zeugnis ablegen. In seiner Schreibweise war er jedoch flüssiger und verständlicher als sein Meister. Er verfaßte eine Reihe von Schriften, in denen er die eigentümlichen Lehren seiner Richtung gegen die Ansichten Luthers verteidigte. Luthers Lehre vom Glauben als einer äußern Annahme von kirchlich formulierten Bekenntnissätzen ist ihm ein gefährlicher Irrtum. Er sagte: „Der **Glaube** ist ein geistig innerlich geschäftiges Regen der Seele, — ein Leben derselben im Göttlichen, das uns fruchtbar macht in allerlei guten Werken.“ Ebenso greift er die von der Obrigkeit getragene Stellung der lutherischen Prediger an und wirft Luther vor, er habe sich zu einem neuen Papst gemacht und die lutherischen Geistlichen jagen ebenso sehr hinter guten Stellen her und verlangen für ihre kirchlichen Dienste Geld, — wie die römischen Priester.

Langenmantel griff besonders die **Kindertaufe** an — den Irrtum, daß man einerseits den Kindern einen eigenen Glauben zuschrieb, — andererseits den Glauben der Paten für sie eintreten ließ. Er verwarf solche theologischen Künste und fragte, wie man taufen könne, ohne den Glauben an die Predigt des Evangeliums. Wie der Geist Gottes schon bei Kindern wirkt, das weiß Gott; aber der Glaube, welchen Christus als die Bedingung der Taufe verlangt, ist ein solcher, welcher von Menschen wahrgenommen werden kann; ebenso wie das Evangelium äußerlich gehört werden muß. Die kleinen Kinder stehen in der Hand des gnädigen Gottes, und über sie abschließend zu bestimmen, hat uns Gott nicht aufgetragen.

Auch als **Liederdichter** diente er seiner Gemeinschaft, besonders aber als ein eifriger **Evangelist.** In Häusern, Scheuern und Gärten hielt er Versammlungen ab und die Gemeinde in Augsburg wuchs zusehends unter seiner Führerschaft. Das trug ihr heftige Angriffe des Magistrats ein. Schon im Sommer d. J. 1527 wurden ihrer viele eingekerkert. Besonders aber nach der großen Täufersynode fiel die Obrigkeit über sie her und auch Langenmantel wurde in Haft gelegt. Auf Verwendung seiner einflußreichen Verwandten wurde er nur ausgewiesen. Bald jedoch fiel er den herum streifenden Reitern des schwäbischen Bundes in die Hände, welche ihn am 12. Mai d. J. 1528 hinrichteten. Mit ihm ging seiner Genossenschaft einer ihrer edelsten und begabtesten Führer verloren.

54.

Von den andern bedeutenden Männern, welche das Täufertum in Süddeutschland ausbreiteten und leiteten, merken wir uns — **Georg Blaurock,** der 1529 in Tyrol den Flammentod starb; dann die Prediger **Jakob Kanz** und **Hilarius** in Worms, deren Wirken hier so erfolgreich war, daß Capito an Zwingli schrieb, Worms hätte sich durch ein öffentliches Übereinkommen von dem „Worte Gottes" losgesagt. Ebenso sind **Michael Sattler** und **Salminger** in Augsburg zu erwähnen — besonders aber auch **Hans Hut,** welcher leider viel Veranlassung dazu gegeben hat, die neue Richtung in Verruf zu bringen. Er war als ein fahrender Buchhändler mit der Bewegung Münzers zusammen geraten und hatte sich an diesen angeschlossen. Durch Denk wurde er von seinen Irrtümern überzeugt und zum Anschluß an die Täufer geführt. Denks Gesinnung scheint bei ihm jedoch nicht tiefe Wurzeln gefaßt zu haben. Wohl hielt er es für richtig, vorläufig still und geduldig die Verfolgungen zu ertragen, meinte dann aber, berufen zu sein, die baldige

Wiederkunft Christi zu predigen und den Gläubigen dann eine scharfe Rache an den Gottlosen zu verheißen. Im Blick darauf sollten sie mit der jetzigen Obrigkeit nichts zu thun haben, ja ihr nicht einmal irgend welche Abgaben zahlen. Ebenso trug er manche chiliastische Träumereien vor. Im ganzen fand er damit nur bei wenigen Eingang. Auf der großen Synode zu Augsburg siegten Denks Ideen vollständig. Mehr Glück hatte Hut mit seinen Anschauungen bei Nikolsburg in Mähren unter den aus der Schweiz und Tyrol dorthin Geflüchteten. Da ihm aber Hubmeier hier sehr scharf entgegentrat, so wandte er sich nach Wien und hielt dort im geheimen erfolgreiche Versammlungen ab. Überhaupt war er ein ungemein energischer Vorkämpfer seiner Sache. Als Täuferapostel wirkte er in Steyr und Passau in hinreißender Weise, taufte viele und sandte Apostel aus. In Österreich scheint er seine radikalen Ideen nicht besonders betont zu haben, — mehr dagegen in Franken. Man will ihn dahin beschuldigen, daß er die Taufe als ein Erkennungszeichen eines Geheimbundes hingestellt habe, der sich für eine politische Umwälzung bereit halte. Wie weit das richtig ist, läßt sich heute wohl nicht mehr feststellen. Daß den Täufern irgendwelche zweideutige Äußerungen so schlimm gedeutet wurden, wie möglich, ist aber eine erwiesene Thatsache. Wahrscheinlich hat sich Hut zu Bemerkungen hinreißen lassen, welche nur wenige seiner Genossen billigten, und die seine ganze Richtung in Verruf gebracht haben. Er war jedenfalls nicht reif für das Amt, welches er bekleidete. Zu Ende d. J. 1527 wurde er in Augsburg gefangen und verbrannte in seiner Zelle, indem sein Strohlager durch Unvorsichtigkeit in Brand geriet. Sonst wären noch **Melchior Rink** und **Melchior Hoffmann** zu nennen; sie treten aber mehr in Verbindung mit den niederländischen Täufern auf.

VII. Verfassung und besondere Lehren der süddeutschen Täufer.

55.

Die beiden Synoden zu Augsburg im Frühjahr 1526 und im Herbst d. J. 1527 haben die Bedeutung, das süddeutsche Täufertum in Fluß und zur kirchlichen Festigkeit gebracht zu haben. Nicht ohne weiteres schlossen sich die süddeutschen Brüder an ihre Gesinnungsgenossen in der Schweiz an, wenn sie sich auch mit diesen in der Hauptsache eins wußten. Man faßte eben die bestehenden Unterschiede nicht als Trennungspunkte auf, sondern als berechtigte Eigenheiten persönlicher Erkenntnis und Anschauung. So kam es, daß die oberdeutschen Brüder mit den auf der Synode zu Schleitheim abgefaßten Beschlüssen nicht alles das als abgeschlossen betrachteten, was auf dem Gebiet der Lehre und der Gemeindeeinrichtung festzusetzen wäre. Dazu kam der Umstand, daß in Oberdeutschland die Traditionen der alten Waldenser viel klarer und lebendiger erhalten waren als in der Schweiz. Über Gemeindeverfassung fanden sich hier in mancher Hinsicht andere Anschauungen als dort. Viele der süddeutschen Führer der Täufergemeinden stammten direkt aus den alten Waldenserkreisen. Somit erstrebte man hier sehr zielbewußt eine Erneuerung der alten Bruderschaften. Nach der Art der alten Waldensersynoden kam man namentlich im August d. J. 1527 zu Augsburg zusammen, um gemeinschaftlich die Grundlinien des neuen Gemeindelebens festzustellen. Denk führte den Vorsitz. Die bedeutendsten Leiter der Gemeinschaft waren hier versammelt. Es finden sich an 60 Namen aufgeführt. Wie verschieden war bei diesen Männern ihre Herkunft, ihr Bildungsgang, ihre

Wege, auf welchen sie zum Anschluß an das Täufertum gelangt waren! Daß sie bei der Betonung der persönlichen Freiheit in Glaubenssachen in jenen Tagen so friedlich und brüderlich das Gesamtwohl ihrer Gemeinschaft beraten und zu gemeinsamen, bestimmten kirchlichen Linien kommen konnten, zeugt von dem Adel ihrer Gesinnung und der Glut der brüderlichen Liebe, welche sie einigte. Diese Synode, die sogenannte „Märtyrersynode," weil die meisten ihrer Glieder ihren Glauben mit ihrem Tode besiegelten, hat das süddeutsche Täufertum kirchlich geordnet.

56.

Das **Gemeindechristentum** ist es, was die Beschlüsse dieser Synode in Fluß bringen. Damit hielt man diejenige Grundgestalt der christlichen Kirche fest, welche wir in den ersten Jahrhunderten der Kirche und später bei den Waldensern finden. Nicht nur der Klerus, am wenigsten die weltliche Obrigkeit, sondern die **Gemeinde** soll entscheiden, was nach Gottes Wort in den Kreis menschlicher Bestimmung gestellt worden ist. Darum bleibt auch Christus der einzige Heilsvermittler. Nicht an äußere Kultushandlungen oder Ceremonien ist des Menschen Heil gebunden, sondern an seiner Stellung zu Christus. Wort, Predigt, Gemeindeeinrichtungen sind nur Mittel zum Zweck. Manche der süddeutschen Brüder wollten daher in der allgemeinen Einführung der Erwachsenentaufe, angesichts der maßlosen Verfolgung wegen derselben, eine Überschätzung dieser Handlung sehen und so einigte man sich auf der Augsburger Synode dahin, in besonderen Fällen der Not davon abzusehen. Die altwaldensische Dreiteilung derer, welche zu Christus und seiner Gemeinde in Beziehung traten, hielt man fest. Zuerst kamen die „Liebhaber der Wahrheit" als diejenigen, welche zu den Versammlungen kamen, sich aber der Gemeinde noch nicht förmlich ange-

schlossen hatten. Dann kamen die „Brüder und Schwestern“ — als der eigentliche Bestand der Gemeinde. Von diesen sonderten sich aus mit Zustimmung der Gemeinde, — oder wurden ausgesondert mit ihrer Zustimmung, die „Diener am Wort“ in ihren verschiedenen amtlichen Stellungen.

57.

Die Pflege der Einzelgemeinde war reichhaltig, aber frei von jedem Gepränge. Am Sonntag hielt man einen einfachen Gottesdienst ab, bei welchem der Gesang geistlicher Lieder und der Psalmen eine Hauptrolle bildeten. Mit Vorliebe pflegte man Hausgottesdienste in der Art freier Schriftbetrachtungen und Gebetsübungen. Es wurde oft still gebetet. Taufkandidaten erhielten meistens einen längern Unterricht vor der heiligen Handlung. Die Taufe, lehrte man, sei das Zeichen des Bundes, den man mit Gott und seiner Gemeinde gemacht habe. Die Form der Ceremonie war verschieden, ohne daß man darin Trennungslinien gesehen hätte. In Augsburg taufte man in der Art der Untertauchung; ebenso teilweise in Straßburg; meistens jedoch durch Besprengung oder Benetzung. Spittelmayr sagte, er habe dem Täufling mit zwei nassen Fingern ein Kreuz auf die Stirn gemacht. Wer sein Taufgelübde brach und den Weg des Lasters einschlug, wurde von den Brüdern und dem Gemeindevorstand ermahnt und schließlich ausgeschlossen; nach erfolgter Besserung aber wieder aufgenommen. Die Kinder wurden vor versammelter Gemeinde eingesegnet. Das Abendmahl war das Gemeinschaftsmahl der Gläubigen mit Christo und den Seinen. Der Feier desselben ging eine mehrtägige Vorbereitung voraus, indem man sich durch Gesang und Gebet darauf rüstete. Die heiligen Handlungen wurden nach einem Ritual vollzogen. Einige der österreichischen Täufer verlangten auch die Gütergemeinschaft,

ohne jedoch damit durchzudringen. Sehr allgemein hatte man aber die Ansicht, daß der Christ erst durch Leiden um seines Glaubens willen zur eigentlichen christlichen Reife gelangen könne.

58.

Die Leitung der Einzelgemeinde lag in den Händen eines dreifach abgestuften Gemeindevorstandes. Auf der ersten Stufe standen die **Diakonen**, als Diener der Notdurft, welche nur auf eine Reihe von Jahren gewählt wurden. Gern zog man hierzu jüngere Kräfte heran. Zweitens kamen die **Ältesten** oder Vorsteher, welche den Geistlichen in der Vertretung der Gemeinde nach außen hin behilflich waren. Sie dienten nur gewisse Jahre. Die dritte Stufe bildeten die „Diener am Wort,“ die „Lehrer“ oder Magistri. Sie zerfielen in Hirten und Lehrer, und Evangelisten. Diese hatten die geistliche Versorgung der Gemeinde zu üben. Der **Hirte** oder **Pastor** war auch der Lehrer. Er hatte die heiligen Handlungen zu verwalten. Ihm war der **Evangelist** untergeordnet; indem dieser nach seiner Anweisung zu predigen hatte, Krankenbesuche machen mußte u. s. w. Beiden war ihr Amt Lebensberuf. Sie wurden zu demselben von der Gemeinde gewählt. Manche Gemeinde besaß mehr als einen Hirten und Evangelisten, da man die Versammlungen gern in kleinen Kapellen oder Privatwohnungen abhielt. Der Pastor mußte seine Weihe durch die Handauflegung von einem der Seniore oder Bischöfe erhalten haben.

59.

Die Leitung der Gesamtgemeinschaft lag in den Händen der Senioren und Synoden. Sämtliche Diakonen, Älteste und Pastoren eines Bezirks traten zusammen und wählten aus den Dienern am Wort Vorsteher des Distrikts, die man Seniore oder auch **Bischöfe** hieß. Diese übten die wichtigste heilige Handlung, die Handauflegung, und keine

Gemeinde galt für rechtsmäßig konstituirt, welche nicht wenigstens einen Geistlichen besaß, der diese Weihe erhalten hatte. Nach alter, waldensischer Tradition fühlte man sich auf diese Weise mit der Urkirche verbunden. Über allgemeine kirchliche Angelegenheiten wurde auf Monats- und großen Synodalversammlungen beraten. Auf den **Synoden** wurden aus den Reihen der Geistlichen Sendboten, oder **Apostel**, abgeordnet, welche von Gemeinde zu Gemeinde reisen, sie stärken und trösten sollten und das Evangelium in weitere Kreise zu tragen hatten. Ihr Amt war das schwerste, weil es zu irgend einer Zeit bei ihnen zum Märtyrertode kommen konnte. Sie zogen gern zu zweien aus; ein älterer und ein jüngerer. Meistens wählte man aus der Reihe dieser Sendboten die Bischöfe. Leider konnte infolge der stürmischen Zeit dieser kirchliche Verfassungsrahmen nur kümmerlich durchgeführt werden. Namentlich scheint die Abordnung von Aposteln oft ohne richtige Mitwirkung einer Gemeinde und ohne vorherige sorgfältige Prüfung der Kandidaten erfolgt zu sein. Dadurch kamen unreife Kräfte an die Spitze der Gemeinschaft, welche bei der Bewegungsfreiheit des einzelnen leicht unrichtige und überspannte Ideen zur Geltung bringen konnten.

60.

Das rasche Wachstum der Gemeinschaft hatte seinen Grund zunächst in dem Bruch, den ja Tausende mit der römischen Kirche vollzogen hatten, sich aber im lutherischen Lager nicht befriedigt fühlten; weil man hier nicht Gemeinden bildend reformierte und darum auch viele sittliche Volksschäden gar nicht energisch anzugreifen vermochte. Zudem waren die Glieder der alten Bruderschaften in großer Anzahl vorhanden. **Zweitens** waren die Apostel der Täufer und ihre Diener am Wort überhaupt rechte Menschenfischer. Ja, in jedem Gemeindeglied lebte ein frischer Missionssinn.

Reisende Handwerksburschen erwiesen sich als erfolgreiche Verbreiter der neuen Ideen. Die Täuferprediger kamen mit dem Ruf zur Buße und der Betonung von Gottes Gerechtigkeit. Sie wiesen darauf hin, daß von der äußern Reformation keine innere Heilung des Herzens kommen könnte. Sie predigten innere Reformation als Grundlage der äußern. Sie selbst kamen in demütiger Erscheinung, in schlichtem Gewande. Mit dem Gruß des Friedens betraten sie die Hütten der Armen; denn diese suchten sie zuerst auf. Ihnen zeigten sie die Eitelkeit der Welt, brachten ihnen die heilige Schrift und lehrten sie, Christo in einem frommen Wandel nachfolgen. Und der **dritte** Umstand, der das schnelle Wachstum der Täufer erklärt, war eben die Thatsache, daß die Täufer übten, was sie lehrten. Ihre Feinde erklärten sie für Heuchler und Betrüger, legten aber dadurch für den Unterschied, welcher zwischen ihnen bestand, ein kräftiges Zeugnis ab. In Lehre und Leben der Täufer trat eine Auflebung apostolischen Christentums zutage, welche nach jeder Seite hin ihre anziehenden oder abstoßenden Linien zog.

61.

Ganz Oberdeutschland geriet in den Jahren von 1525 bis 1528 durch das Täufertum in eine tiefgehende Bewegung. Nach allen Seiten hin verzweigten sich die Gemeinden. „Der Täufer Lauf," sagt Sebastian Frank, ein Geschichtsschreiber jener Zeit, „ging so schnell, daß ihre Lehre bald das ganze Land durchzog und Tausende gute Herzen ihnen zufielen und sich taufen ließen. Sie lehrten Glaube und Liebe und das Kreuz, erzeigten sich in Leiden geduldig und halfen einander mit Borgen, Leihen und Schenken und lehrten so, irdisch Gut gemein haben." Ein österreichischer Beamter schrieb nach Wien, daß sich unglaublich viele Männer und Frauen, und darunter viele wohlhabende Leute, unter den Täufern befänden. Besonders

merkwürdig ist es, daß die großen Städte die Heimat der Bewegung waren. Aber hier lieferten die gebildeten Handwerkerkreise den Gemeinden viele Glieder, — ebenso wurden es gewesene Priester und Mönche. Manche von diesen, sowie Schulmeister und Gelehrte, wurden ihre Lehrer und Führer. Durch Rede und Schrift und persönlichen Verkehr breitete sich die neue Richtung aus. Hätte man sie gewähren lassen, so wäre neben der römischen und protestantischen Kirche eine große deutsche Gemeindekirche emporgeblüht, welche auf die religiöse und intellektuelle Entwicklung des deutschen Volkes höchst segensreich eingewirkt hätte. Aber mit ihren Forderungen von dem Recht persönlicher Überzeugung waren die Täufer ihren Zeitgenossen um Jahrhunderte voraus.

VIII. Verfolgungen.

62.

Die Intoleranz der römischen Kirche, ebenso die der protestantischen Staatskirche gegen alle Andersdenkenden schuf dem Täufertum einen mit Blut und Thränen benetzten Trübsalsweg. Das von König Ferdinand 1523 erlassene Edikt gegen die Ketzer traf in erster Linie die Glieder der alten Bruderschaften. Aber auch Luther und seine Geistlichkeit vermochten neben sich keine freie Richtung zu dulden. Das zeigte sofort Osiander in Nürnberg und Urbanus Rhegius in Augsburg. Was die Reformatoren für sich in Anspruch nahmen, das wollten sie andern nicht gewähren, nämlich—Freiheit des Gewissens. Was also mit ihrer Dogmatik nicht stimmte, das wurde als eine gefährliche Ketzerei bezeichnet, gegen welche die Obrigkeit angerufen wurde. Somit vereinigte sich der Protestantismus mit Rom, gegen die Täufer gewaltsam vorzugehen. Die Obrigkeit aber ging im ganzen bereitwillig darauf ein, nachdem sie durch den Bauernkrieg gegen jede freie Regung des Volkes mißtrauisch geworden war. In jeder Idee, welche von den römischen und lutherischen Dogmen abwich, erblickte man den Keim einer revolutionären Bewegung. Sehr allgemein huldigte man der Vorstellung, daß es außerhalb der römischen oder lutherischen Kirche kein Heil gebe. Da war es denn natürlich, daß die Täufer von den zur weltlichen Macht gelangten Kirchen nur Bekämpfung erfuhren, welche zu einem wilden, fanatischen Todeshaß gegen sie heranwuchs.

63.

Verleumdungen gehässigster Art wurden zunächst gegen die Täufer erfunden und eifrig verbreitet, um sie als gefährliche Leute hinzustellen. In andern Fällen wurde der ganzen Richtung dasjenige zur Last gelegt, was vielleicht der eine oder andere unter ihnen einmal ausgesagt hatte. So faßt z. B. Butzer ihre Lehren in die drei Sätze zusammen: 1. daß sie keine Obrigkeit wollen; 2. keine Menschen ehren, und 3. ihr Eigentum gemeinsam haben wollen. Die Schweizer Reformatoren erklärten, die Täufer brächten der Kirche größeren Schaden als das Papsttum. Ja, wie das römische Heidentum den ersten Christen schlimme Laster andichtete, so wurden jetzt den Täufern die greulichsten Dinge nachgeredet. Da hieß es, daß sie ihre Weiber gemein hätten; daß ihre Kinder Geißfüße und Ochsenklauen hätten; daß sie den Leuten aus einem Zauberfläschchen zu trinken geben 2c. Besonders wehmütig war es für die Täufer, daß sie als Empörer verschrieen wurden, während sie grundsätzlich jede Gewaltthat in Glaubenssachen verurteilten und meistens überhaupt irgend welche bewaffnete Gegenwehr für unrecht hielten. Weil sie die Erwachsenentaufe übten, so sah man sie als Münzers Genossen an, da auch er ja die Kindertaufe verworfen hatte. Münzer aber war kein Täufer, sondern ein irre gehender Lutheraner. Die Täufer haben sich gar nicht mit ihm eingelassen, weil er — das Schwerdt predigte. Weil sich aber einige seiner Anhänger bekehrten und zu den Täufern übergingen und auch hier hin und wieder ihre alten Ideen anzubringen versuchten, hielt die Obrigkeit gern die ganze Richtung für das fatale Ereignis des Bauernkrieges verantwortlich. Wenige der leitenden Autoritäten gaben sich die Mühe, die Täufer aus ihren Schriften kennen zu lernen. Luther und Melanchton hießen die blutigen Maßregeln gegen sie gut und billigten

ihre Hinrichtung. Luther meinte, es mögen ja wohl einige Anabaptisten aus Einfalt irren, — dennoch aber sei sicher, daß diese Sekte aus dem Teufel stamme und zur Vertilgung der reinen Lehre des Evangeliums gereiche. Ihren Bekenntnismut erklärten er und Melanchton für eine Verstockung des Teufels. Ja, Luther hat über sie das harte Wort hinterlassen: „So wenig ein Teufel besser ist als der andere, so ist auch ein Wiedertäufer wie der andere; daher ist diese teuflische Sekte erbarmungslos zu vertilgen.“

64.

Verfolgungen aller Art waren daher bald an allen Orten gegen die Täufer in Bewegung. Die Hinrichtung Felix Manz' in Zürich erschien auch der süddeutschen Obrigkeit als eine richtige Bekämpfung der neuen Richtung. Insonderheit erließ **König Ferdinand** bald ein Edikt nach dem andern gegen sie, und zwar in steigender Schärfe. So wurden sie in einem Erlaß des Jahres **1527** aller Rechte für verlustig erklärt; nirgends sollten sie wohnen dürfen; wer sie anzeige, solle den dritten Teil ihrer Güter erhalten; man sollte sie gefangen setzen; sie stäupen und foltern und alle Hartnäckigen hinrichten— und nur in Milderungsfällen des Landes verweisen. Ihm waren aber die Behörden viel zu säumig in der Ausführung dieser Anordnungen. Er setzte eine fanatische Ketzerverfolgung in Szene. Und leider folgten ihm die meisten der freien Städte und die andern Behörden jener Landesteile. Im September d. J. 1527 durchzogen bewaffnete Reiter des schwäbischen Bundes ihr Gebiet, um die Täufer zu ergreifen und hinzurichten. In Augsburg fand i. J. 1528 die erste Hinrichtung statt. In Tyrol wurden die schärfsten Verfolgungen gegen sie angeordnet. Am 4. Januar d. J. **1528** wurde sodann der **erste kaiserliche Erlaß** gegen die Täufer von allen Kanzeln publizirt. In dem-

selben hieß es, daß jeder „Wiedertäufer,“ sowie alle Eltern, welche ihre Kinder nicht zur Taufe brächten, nach geistlichem und weltlichem Recht dem Tode verfallen seien. Weil man nun in erster Linie auf die Führer der neuen Gemeinden fahndete, so fanden viele von diesen in diesem Jahre ihren Tod. Die Vernichtung der ganzen Richtung sollte dadurch um so sicherer erreicht werden.

65.

Das Reichsgesetz von Speier i. J. 1529 erklärte sodann alle sogenannten „Wiedertäufer“ — ohne Ausnahme für Staatsverbrecher, deren Hinrichtung sofort zu vollziehen sei. Im Auftrag des Reichstags wurde dasselbe von Kaiser Karl V. als „römischer Kaiser und Schirmherr des heiligsten christlichen Glaubens“ erlassen. In diesem Edikt heißt es wörtlich: „Nachdem auch kürzlich eine neue Sekte entstanden, so in gemeinen Rechten verboten und vor vielen Jahren verdammt worden ist—so soll, um Frieden und Einigkeit im Reich zu erhalten,—jeder Wiedertäufer und Wiedergetaufte, Mann oder Weib, mit Feuer, Schwerdt u. dgl. ohne vorhergehende Inquisition der geistlichen Richter vom Leben zum Tode gebracht werden.“ Zu diesem summarischen Gesetz gaben diejenigen Protestanten ihre Einwilligung, welche hier für ihre eigene Religionsfreiheit kämpften und der Obrigkeit das Recht absprachen, in Sachen des Gewissens Bestimmungen zu treffen. Nur Philipp von Hessen lehnte sich gegen diesen Beschluß auf und erklärte, daß es gegen sein Gewissen gehe, jemanden wegen seines Glaubens töten zu lassen. Er hat sich auch später diesem Gesetz nicht gefügt. Er versuchte, den Kurfürsten von Sachsen tolerant zu stimmen; dieser aber hielt im Anschluß an die Wittenberger Theologen das Gesetz für angemessen. Beide Fürsten gerieten in heftigen Streit miteinander über diesen Punkt. In diesem Gesetz reichten sich also die römischen und protestantischen Regierungen die Hand, um die Träger

des einfachen apostolischen Christentums zu vernichten. In echt altrömischer Weise soll dieses im Interesse der Einheit des Reichs geschehen. Bloß weil jemand auf seinen eigenen Glauben getauft worden war, sollte er den Tod erleiden. Für eine Rechtfertigung seines Standpunktes war da kein Raum; nach alten kaiserlichen und kirchlichen Rechten war es ja den Laien verboten, in Glaubenssachen zu disputieren. Sehr richtig bezeichnet daher **Hasen** die Hinrichtungen der Täufer als Justizmorde des religiösen Fanatismus, hervorgegangen aus der Phantasie von einer allein seligmachenden römischen und lutherischen Kirche. Ebenso hat **Döllinger** ein teilweise wahres Wort gesprochen, wenn er sagt: „Historisch ist nichts unrichtiger als die Behauptung, — die Reformation sei eine Bewegung für Gewissensfreiheit gewesen. Gerade das Gegenteil ist wahr."

66.

Eine wilde Hetzjagd gegen die Täufer wurde infolge dieses Edikts in Szene gesetzt, wie sie nur und doch kaum an der Christenverfolgung unter Galerius und dem Waldenserkrieg im südlichen Frankreich 1209 ihr Seitenstück hat. Herzog Wilhelm von Baiern gab den blutigen Befehl: „Wer widerruft, den soll man köpfen; wer nicht widerruft, den soll man verbrennen." Wie in Schwaben, so durchzogen auch in Österreich bewaffnete Streifscharen die Lande, um die Täufer zu fangen und niederzumetzeln. „Allenthalben," heißt es, „ist es ein Morden und Jagen." So zählte man bis zum Jahre 1531 in Ensisheim 600 Hinrichtungen; in Linz 73; in der Pfalz 350. In Passau wurden 50 hingerichtet; ähnlich ging es an den andern Hauptorten der Täufer. Bald zählte man die Erschlagenen zu Tausenden. Und viele wurden still abgethan, um nicht die Sympathie des Volkes für sie zu erregen, — so daß es hieß: „Diebe und Mörder verurteilt man öffentlich, aber die Frommen

werden heimlich ermordet." Ja, es hieß: Man schont kein Alter und kein Geschlecht; viele Frauen und Kinder verkommen vor Elend und Hunger. „In Salzburg hielt der Henker ein 16jähriges Mädchen, das nicht widerrufen wollte, in einer Roßtränke so lange unter dem Wasser, bis es tot war." Und wie viele ließ man im finstern Turme verkommen! Den Täufern gegenüber schien jedes Gefühl von Menschlichkeit und Milde erstickt zu sein. Und das alles im Namen der Religion der Liebe und im Interesse der allgemeinen Wohlfahrt. Die Täuferverfolgungen bilden thatsächlich eine Satire auf das gesamte Reformationswerk des 16. Jahrhunderts.

67.

In dem **Bekenntnismut** und der **Todesfreudigkeit** der Täufer feierte aber das Christentum eine Reihe seiner schönsten Triumpfe. In den alten Urkunden heißt es: „Vielen hat man große Geschenke und Reichtümer verheißen; ebenso herrliche Pfründe und Vorteile, wenn sie ihrer Ketzerei, wie es hieß, absagen wollten, — aber nichts hat sie mögen bewegen, von ihrem Glauben und ihrer Liebe zu Christo zu lassen. Viele, welche in schwerer Gefängnishaft lagen, haben Gott Lobgesänge gesungen, als die in großen Freuden waren. Viele sangen, als sie zum Tode geführt wurden, wie wenn's zur Hochzeit ging. Andere haben die zuschauende Menge zur Buße und Bekehrung ermahnt. Kein Mensch mochte ihnen die Wahrheit aus dem Herzen nehmen; lieber wollten sie des allerbittersten Todes sterben. Daher sind ihnen auch Glaubensgenossen erwachsen auf dem Richtplatz. Viele Leute, welche sie so mutig und freudig dem Tode entgegen gehen sahen, dachten darüber nach und wurden Anhänger solchen Glaubens, der zu so einer todesfrohen Gewißheit führte." Ihre Feinde freilich erklärten ohne weiteres, daß der Teufel mit ihnen sein Schaustück triebe, ja selbst Melanchton begleitete 1506 in Jena drei Täufer zur

Richtstätte und meinte, der Teufel hätte sie verstockt. Aber wie es Hebr. 11, 38 von den dort erwähnten Glaubenszeugen heißt, daß ihrer die Welt nicht wert war, so müssen auch die hingerichteten Täufer des 16. Jahrhunderts für nicht die schlechtesten Christen ihrer Zeit erklärt werden. Wie viele Täuferfrauen nahmen stillen Abschied von ihren Kindern, wenn sie, — und oft zur Nachtzeit, auf den Fluß hinausgerudert wurden, um dort ertränkt zu werden. Über die Wasser des Inn und der Donau und des Rhein sind ihre letzten Gebete und Lieder hingeklungen. Ja, hier war Geduld und Glaube der Heiligen. Mit Staunen und Verwunderung betrachteten viele dieses Volk von Bekennern, das sich durch keine Macht der Erde von seinen Überzeugungen abbringen ließ.

68.

Der Zusammenbruch des süddeutschen Täufertums war bei solch fanatischen Angriffen auf dasselbe in wenigen Jahren eine vollendete Thatsache. Die Führer waren bald alle hingewürgt, die Versammlungen konnten nur sehr unregelmäßig gehalten werden; die theologische Litteratur der Täufer wurde konfisziert und bald fehlte es ihnen an den Mitteln, ihr konfessionelles Bewußtsein weiter zu bilden. Ein weiterer Aufbau der Bruderschaften war daher bald so gut wie unmöglich. Sie waren zerstreut wie Schafe ohne Hirten. Nur in Straßburg und in Hessen wollte man sie nicht mit Feuer und Schwert hinrichten, sondern begnügte sich mit Gefängnishaft und Landesverweisung. Letzteres trieb sie aber auch ihren Feinden in die Arme. Da konnte es nicht anders kommen, als daß die so hoffnungsvoll emporblühende Volksbewegung zum Stillstand kam. Die Schwächeren schlossen sich der protestantischen Kirche an und begnügten sich mit der hier gebotenen Erkenntnis und lernten glauben, wie es Landesherren und Consistorien vorschrieben. Die Standhaften erhielten sich als einzelne oder

in kleinen Konventikeln, so gut es ging. Als stille Handwerker, Pächter, und Dienstleute wußten sie fortzukommen, ja, gewannen da meistens Achtung und Verehrung, wo man persönlich mit ihnen verkehrte. Von einer missionierenden Thätigkeit konnte aber bald keine Rede mehr sein. Diese so wesentliche Lebensäußerung der Kirche geriet ins Stocken. Der kirchliche Tisch konnte nur kärglich versorgt werden. Notwendigerweise mußte durch solche Umstände der kirchliche Horizont der Täufer bald sehr beschränkt werden und es bei ihnen zu Einseitigkeiten und Irrtümern kommen. Es fehlte ihnen bald sehr an wissenschaftlich gebildeten Führern und ihre eigene Litteratur ging so ziemlich ganz unter. In der ersten Zeit zehrte man noch von dem so allseitig gewonnenen Erkenntnisreichtum. Das zeigen die Beschlüsse der **Straßburger Konferenz** i. J. 1555 und 1556. Es fanden sich auf derselben an 50 Täuferlehrer zusammen und ihre ausgesprochenen Ansichten bekunden den gesunden Standpunkt, den sie vertraten. Der 30jährige Krieg brachte dann ihr gesamtes Gemeindeleben zum Stillstand. In diesem Kriege aber hat das deutsche Volk für seine an den Täufern verübten Missethaten an sich selber das Gericht vollzogen.

69.

Die eigentümlichen Charakterzüge des süddeutschen Täufertums zeigen uns in demselben den gehaltvollsten Teil dieser Bewegung im 16. Jahrhundert. Hier haben wir den reichsten, vielseitigsten Aufschwung des alten Waldensertums. Hier werden die krankhaften Einseitigkeiten glücklich überwunden, welche den Schweizergemeinden anhingen; es fehlen die radikalen Züge, welche man in Zürich geltend machen wollte. Man sah in den Gemeinden nicht bloß einige Auserwählte und — etwa Sündlose, sondern einen Kreis von Jüngern des Herrn, der mit allem Ernst vorwärts strebte. Ebenso blieb man fern von überspannten

sozialen Forderungen. Dagegen kam es zu einer Entfaltung derjenigen Mittel, welche ein reiches persönliches und kirchliches Christentum fördern mußten — so die Übersetzung der heiligen Schrift und die Anschaffung einer theologischen Litteratur; ebenso die Einrichtung einer praktischen Gemeindeorganisation. Alles dieses gedieh hier wohl aus dem Grunde, daß hier eine Reihe tüchtiger Führer an die Spitze traten, welche infolge ihrer gründlichen Bildung und hervorragenden Begabung die Hauptpunkte des Christentums ins Licht stellten und sich nicht ins Kleinliche verloren. Sie standen auf dem reichen Erkenntnisboden, aus welchem die „deutsche Theologia" herausgewachsen war. Sie waren Meister in ihrem Kreise und doch auch Brüder. An ihnen kann man sehen, wie viel in einem freien Gemeindechristentum von begabten, tüchtigen Führern abhängt. Sie verstanden es, ihrer Richtung kirchliche Festigkeit zu geben und doch den persönlichen Anschauungen einen weiten Raum zu gewähren. Wie wehmütig, daß dieser so verheißungsvolle Anlauf, das Urchristentum aufs neue darzustellen, es nur zu einem Erweis seiner innern Lebenskraft bringen konnte und nicht zu einer durchgearbeiteten Darstellung seiner Grundsätze in Lehre, Verfassung und Kultus! Aber, es ist ja der Herr selbst, der seine Nachfolger anstatt auf glatten Pfaden, in tiefen Trübsalswegen ihrer Vollendung entgegen reifen läßt.

IX. Das Täufertum in Mähren.

70.

Als ein Asyl mußte den in der Schweiz und im südlichen Deutschland verfolgten Täufern des Ländchen Mähren erscheinen. Mähren war erst im Jahre **1526** ein Besitztum des österreichischen Kaiserhauses geworden, und somit durfte der König Ferdinand hier nicht sofort mit seinem Haß gegen jede evangelische Regung auf den Plan treten; daher blieben hier Edelleute und Bürger in ihrem Interesse an reformatorischen Bewegungen zunächst unbehelligt, zumal auch die Türkennot die Regierung in Wien zwang, sich die Protestanten gewogen zu halten. Bald aber war es unter den Täufern in der Schweiz und dem südlichen Deutschland bekannt, daß die Edelleute in Mähren tüchtige und solide Arbeiter und Pächter nicht deshalb abwiesen, weil sie die Kindertaufe verwarfen und apostolisches Christentum üben wollten, und so flüchteten viele hierher wie in ein sicheres Pella. Auch **Balthasar Hubmeier** zog ja im Jahre 1526 nach Mähren, fand in der Nähe von Nikolsburg bei den Herren Grafen Leonhardt und Hansen von Liechtenstein freundliche Aufnahme und bei der dortigen, unter der Leitung von Spittelmayr und Glait stehenden evangelischen Gemeinden solche Empfänglichkeit für seine besondern Anschauungen, daß die ganze Gemeinde samt deren Vorstand zum Täufertum übertrat, und auch die Grafen von Liechtenstein schlossen sich derselben an, ja Leonhardt von Liechtenstein wurde sogar zu einem Diener am Wort gewählt. Auch andere hervorragende Persönlichkeiten hatte diese Gemeinde aufzuweisen,—so **Martin Göschl**, welcher Probst von Kaunitz gewesen war. Er erhielt das Bischofsamt bei den Täu-

fern, wurde aber im Jahre 1528 gefangen nach Prag abgeliefert und starb im Gefängnis. Ebenso hielt sich L. Schiemer einige Zeit hier auf,—dann auch Hans Hut aus Baiern und Jakob Wiedemann und Philipp Jäger aus Tyrol.

71.

Daß es zwischen diesen so verschieden gearteten Führern zu **Reibungen** und **Trennungen** kam, darf kaum Wunder nehmen. Die erste Veranlassung dazu gab Hans Hut mit seinen teils richtigen, teils überspannten Ansichten über des Christen Stellung zur Obrigkeit. In der öffentlichen Disputation zwischen ihm und Hubmeier im Nikolsburger Schloß und im Dorf Bergen wurde namentlich über diesen Punkt verhandelt. Hubmeier hatte die aus der dortigen lutherischen Gemeinde gewonnenen Täufer auf seiner Seite, mit Hut dagegen stimmten viele der Schweizer und Tyroler Brüder, besonders Jakob Wiedemann und Philipp Jäger. Auf die Herren von Liechtenstein aber machte Hut mit seinen Ideen einen so übeln Eindruck, daß sie ihn gefangen setzten. Ein Freund verhalf ihm jedoch mittels eines Strickes zur Flucht. Unter den Brüdern entstand aber infolge dieses Vorfalls gegen die Grafen von Liechtenstein eine große Entrüstung. Ebenso konnten sie es ihnen nicht vergeben, daß sie den österreichischen Beamten mit der Waffe drohten, als diese Miene machten, auch auf ihren Gütern eine Täuferverfolgung in Szene zu setzen. In so einem Falle hielten die meisten eben nur eine Flucht für erlaubt. Wiedemann und viele mit ihm fanden auch sonst an der großen Gemeinde vieles auszusetzen. Ihnen wurde die Gemeindezucht viel zu lässig gehandhabt; ebenso meinten sie, daß die Gäste und Fremdlinge nicht brüderlich genug aufgenommen wurden. So fingen sie denn Ende des Jahres 1527 an, eigene Versammlungen zu halten. Da Hubmeier um

diese Zeit schon nach Wien abgeliefert war, so stand Hans Spittelmayr an der Spitze der Gemeinde. Dieser trat gegen die Separatisten recht scharf auf und nannte sie Kleinhäusler und Stäbler. Auch Leonhardt v. Liechtenstein wollte keine zweite Täufergemeinde auf seinen Gütern dulden. Somit sammelten **Wiedemann** und **Jäger** ihre Gesinnungsgenossen, an 200 Männer und Frauen, und zogen davon, — die meisten mit Thränen in den Augen. Wiedemann breitete seinen Mantel aus auf die Erde und jeder warf sein bischen Hab und Gut hinein. Damit war die Gütergemeinschaft für den Hauptpunkt der neuen Gemeinde erklärt. Herr v. Liechtenstein begleitete die Ausziehenden brüderlich bis an die Grenze seines Gebiets. Diese aber wandten sich nach **Austerlitz**, wo man ihnen als Pächter und Arbeiter gerne Aufnahme gewährte. Öde und verkommene Ländereien wurden ihnen hier eingeräumt, mit dem Versprechen, sie in ihren besondern religiösen Anschauungen nicht zu belästigen.

72.

Die Gemeinde zu Austerlitz wuchs rasch durch Zuzug aus den andern Ländern, wo man die Täufer bitter verfolgte. Auch sandte die Gemeinde besondere Brüder aus, um alle bedrängten Glaubensgenossen einzuladen, nach Mähren, nach dem „Gelobten Lande“ zu kommen, um hier im engen Bruderkreise Heil und Frieden zu finden. Bald entstanden zu Brünn, Znaim, Eibantschitz u. a. Orten weitere Taufgemeinden. Der meiste Zuzug kam aus Tyrol. Es war eine gefährliche Sache, von dort durch Niederrösterreich nach Mähren zu gelangen. Aber es fanden sich Führer, welche hier jeden Schleichweg und Schlupfwinkel kannten und sich und ihre Reisegruppen den Späheraugen der römischen Schergen zu entziehen wußten. In Tyrol war die Regierung besonders scharf hinter die Täufer her. Bald

waren deren Führer erwürgt. Im J. 1529 starb hier ja der energische Jakob Blaurock den Flammentod. Sein Nachfolger wurde **Jakob Hutter.** Dieser kam 1529 nach Mähren, um die dortigen ländlichen- und Gemeindeververhältnisse kennen zu lernen. Die Einrichtung der Gemeinde zu Austerlitz war ihm ganz nach Sinn. Auch ihm erschien der Verzicht auf jeden Privatbesitz als die erste Forderung des Christentums. Einer seiner Mitarbeiter, Sigmund Schützinger, begleitete ihn. In der Urkunde heißt es, daß sie mit den Ältesten der Gemeinde ein „Beredtnus“ gehabt und auf beiden Seiten einerlei Gemüt, Gott zu fürchten, befunden haben, und so haben sie mit ihnen brüderliche Gemeinschaft geschlossen. Hutter wußte feste Ordnungslinien zu ziehen und namentlich die sogenannten „Bruderhöfe“ oder „Haushaben“ einzurichten. Dann wandte er sich wieder nach Tyrol, bewog hier aber viele, nach Mähren zu ziehen. Unter diesen befanden sich auch einige Prediger — so Georg Zaunring und der aus Zürich geflüchtete Wilhelm Reublin.

Aber diesen aus der Trübsalshitze kommenden Brüdern erschien auch die Austerlitzer Gemeinde viel zu lau und lässig im Christentum. In Lehre und Praxis fanden sie viel an ihnen zu tadeln. Wiedemanns Amtsführung erschien ihnen in vielen Hinsichten als unrichtig. So hielten sie sich darüber auf, daß er zu den ledigen Schwestern gesagt hatte, wenn sie seinen Anordnungen im Heiraten nicht folgen wollten, so müsse er den Brüdern heidnische Weiber geben. Ebenso gefiel es ihnen schlecht, daß er die jungen Schwestern im Unterricht lächerlich machte, wenn sie die aufgegebenen Sprüche nicht flott hersagen konnten. Auch beanstandeten sie den Satz eines Predigers der Gemeinde über Christus, der ja ein Bürger in Kapernaum gewesen sei; darum dürfe man auch wohl bürgerliche Pflichten übernehmen. Auch beobachteten sie, daß sich manche besondern

Speis und Trank zu verschaffen wußten, und daß andere auf dem Markt für sich einkauften, was sie wollten. Auch die Kinderzucht erschien ihnen ungenügend und die Predigt nicht so erbaulich wie in Tyrol. Über diese und andere Punkte fing **Reublin** an, Wiedemann und seinen Amtsbrüdern Vorstellungen zu machen. Zaunring und andere schlossen sich ihm eng an. Aber Wiedemann ließ sie nicht zu Worte kommen und veranlaßte dadurch eine scharfe Spaltung in der Gemeinde, so daß Reublin, Zaunring und an 50 Brüder Austerlitz verließen und zu Auspitz einen neuen Bruderhof gründeten.

73.

Die Gemeinde zu Auspitz hatte anfänglich mit bitterster Armut zu kämpfen. In dieser Lage bewährte sich **Reublin** nicht. Er hatte 40 Gulden Privatbesitz versteckt gehalten. Als dieser Umstand offenbar wurde, ging eine tiefe Erschütterung durch die Gemeinde. Hutter und Schützinger wurden aus Tyrol herbeigerufen und Reublin wurde als ein böser Ananias ausgeschlossen. Man bestimmte **Zaunring** nun zum Führer der Gemeinde. Aber auch Wiedemann und sein Anhang zu Austerlitz wurde von Hutter scharf getadelt, daß sie die Unschuldigen so „verschuppt" hätten und sich auch sonst sehr der Welt gleich stellten. Sie wurden darum von den andern nicht für rechte Brüder gehalten.

Aber auch in der Gemeinde zu Auspitz lieferten Zerwürfnisse den meisten Stoff für die Gemeindechronik. Wiederholt mußte Hutter herauf kommen und Ordnung und Frieden stiften: Wegen Unredlichkeiten in der Gemeindezucht mußte auch Zaunring bald in den Bann gethan werden. Statt seiner ließ Hutter **Schützinger** als Führer und Diener am Wort bei der Gemeinde zurück. Jedoch auch er erlag hier in der Zeit der äußern Ruhe den Versuchungen zur Habsucht. Bei einem Besuche Hutters wurden allerlei

Verdächtigungen gegen ihn vorgebracht, daß er mit den ihm anvertrauten Geldern nicht redlich haushalte. Hutter ordnete eine Untersuchung an und man fand in seinem Zimmer versteckte Gelder. In die Enge getrieben, bekannte Schützinger, daß er mit Wissen seines Weibes das Geld beiseite gelegt und eine noch größere Summe unter dem Dach verborgen habe. Die ganze Gemeinde brach in Thränen aus. Schützinger und sein Weib baten um Nachsicht und Vergebung, aber sie wurden beide ausgeschlossen und er seines Amtes ganz enthoben. Die Folge davon war, daß nun Hutter die Führerschaft der Gemeinde übernehmen mußte.

74.

Die Gabrieler und Philipper. Mittlerweile war es zu **Rossitz**, einem in der Nähe von Auspitz gelegenen Orte, zu einer bedeutenden Niederlassung von Täufern aus Schlesien und Schwaben gekommen. An der Spitze der ersten Gruppe stand ein gewisser **Gabriel**, die letztern hatte ein gewisser **Philipp** nach Mähren geführt. Beide Teile adoptierten die Einrichtung des Bruderhofes als ihre Gemeindeform und ließen sich die „Hutterschen“ in vielen Stücken als Lehrmeister dienen. Philipp zog mit seinem Anhang sogar bald auch nach Auspitz und so gab es hier zwei Bruderhöfe, mit etwa 2000 Bewohnern; die zu Rossitz zählten an 1200. Diese drei Gemeinden vereinigten sich derart, daß sie alle wichtigen Fragen gemeinsam erledigten, ihre Bruderhöfe aber gesondert verwalteten. Von ihren Führern war Gabriel der bedeutendste. Philipp ließ ihn eine tonangebende Rolle spielen und auch Schützinger hatte wenig amtlichen Ehrgeiz. Um so eifersüchtiger aber stand Gabriel Hutter gegenüber. Darum beanstandete er die Entfernung Schützingers vom Amte. Er beschuldigte Hutter der Herrschsucht. Und seine Gemeinde nahm ganz seine Seite; ebenso traten ihnen Philipp und

seine Gemeinde bei. Man hieß Hutter einen Abgott und Götzen und es gelang diesem nicht, den Frieden wieder herzustellen. Und so kam es zwischen ihnen zur, wie es schien, unvermeidlichen **Spaltung.** Gabriel und Philipp samt ihren Gemeinden wurden i. J. 1533 von Hutter und den Seinigen aus ihrer Gemeinde für ausgeschlossen erklärt, und so heißt es in den Urkunden, daß i. J. 1533 der Bruder Jakob Hutter die wahre Gemeinschaft durch die Hilfe und Gnade Gottes wieder in ziemliche Ordnung gebracht hat. In schroffster Weise standen die Getrennten einander gegenüber. Wurden Glieder von beiden Teilen von den dortigen Gutsbesitzern zur Arbeit angenommen, so wollten die Philipper mit den Hutterschen weder zusammen arbeiten, noch essen und trinken. Ja, von Gabriel wird berichtet, daß er noch nach dem Tode Hutters auf diesen geschimpft habe und Liedlein über ihn gemacht, — „die einem Heiden zu viel wären.“ Hutters und seiner Genossen energischem Wirken gelang es jedoch, den größten Teil der andern Gemeinden nach und nach an sich zu ziehen; ebenso fand man sich später mit der Gemeinde zu Austerlitz wieder zusammen und auch aus der großen Gemeinde zu Nikolsburg scheinen sich die soliden Elemente an die Genossen Hutters angeschlossen zu haben, so daß sein Name die geschichtliche Bezeichnung des mährischen Täufertums wurde.

75.

In Lehre und Gemeindeverfassung schlossen sich die Hutterschen Brüder zunächst den Schweizer Täufern an. Das Apostolikum und die Leitsätze der Synode zu Schleitheim bildeten in erster Linie auch ihr Glaubensbekenntnis. Als ihre besondere Eigentümlichkeit erscheint dann ihr mechanischer Begriff der Gütergemeinschaft, indem sie schließlich jeden Privatbesitz für sündhaft erklärten. Den Bann faßten sie überaus streng auf. Er erstreckte

sich auch auf die eheliche Gemeinschaft, und wer sich dieser Forderung nicht fügte, der wurde auch ausgeschlossen. Der Obrigkeit standen sie völlig passiv gegenüber. Da Gott die weltliche Obrigkeit das Schwerdt hat nehmen lassen, so darf ein Christ kein Staatsamt bekleiden. Ebenso war jeder Schwur verboten. Auch Kriegssteuern wollten die meisten nicht zahlen. Die Gemeindeorganisation war derjenigen der süddeutschen Brüder ähnlich. An der Spitze der Gemeinde stand der Bischof, aus der Mitte der andern Diener am Worte durchs Loos gewählt und mit Handauflegung geweiht. Nach ihm kamen die andern Diener am Wort, welche in drei Klassen zerfielen, in 1. diejenigen, welche als Apostel in die Fremde gingen, „dem Herrn Schäflein zu sammeln;“ 2. solche, welche daheim die Gemeinde kirchlich versorgten, — ihnen standen Helfer als angehende Prediger zur Seite, — und 3. die Diener der Notdurft, welche die äußeren geschäftlichen Angelegenheiten verwalteten. Dann hatte man noch **Aelteste,** welche den Predigern helfen sollten,—wohl durch das Schlichten von Streitigkeiten u. s. w.

Die Gemeinden wohnten in gemeinsamen **Bruderhöfen** oder Haushaben. Jeder arbeitete nach Vorschrift des Vorstandes. Man aß gemeinschaftlich. Die Kinder wurden in eigenen Kinderstuben von dazu angestellten Frauen erzogen. Den älteren erteilte ein Schulmeister Elementarunterricht; dann übergab man sie den Dienern am Wort zur weiteren religiösen Unterweisung. Streng hielt man die Jugend von der Welt fern und gestattete namentlich keine Mischheiraten. Fleiß, Nüchternheit, Sparsamkeit und viel persönliche Frömmigkeit zeichnete diese Gemeinden aus, und bald standen diese Bruderhöfe auch im Ruf, reich zu sein. Als zuverlässige und geschickte Arbeiter waren die Hutterschen bald allen andern voraus. Ihnen müssen also viele Tugenden des stillen Christentums nachgerühmt werden. Aber

mit der Zeit war doch bei ihnen eine weitgehende Monotonie des kirchlichen und bürgerlichen Lebens unvermeidlich. Die meisten Einzelheiten desselben wurden ja von der Bruderschaft und oft bloß vom Bischof bestimmt, — also die meisten Punkte des christlichen Bildungsstandes — ja Kleiderschnitt und Wohnungseinrichtung, selbst das Grüßen und Küssen. Das gab dem gesamten Leben und Treiben einen mönchsartigen Typus. Und als ihnen erst gebildete Prediger fehlten, da mangelte es auch der kirchlichen Versorgung an gewinnender Frische. Alle Außenstehenden wurden als „Welt" betrachtet, aus welcher sie der Herr als „die kleine Herde" herausgelesen hatte.

76.

Bald jedoch kamen auch für die Täufer in Mähren heftige **Verfolgungen.** Sobald sich der König Ferdinand hier mit seinem Regiment sicher fühlte, ließ er seinem Haß gegen den Protestantismus freien Lauf, und die Behörden und einzelnen Herrschaften vermochten nicht, die Täufer vor seiner Wut zu schützen. Im Jahre **1535** trat sein allgemeines Edikt gegen sie auch hier in Kraft, wonach sie gefangen gesetzt und hingerichtet und nur im mildesten Fall vertrieben werden sollten. Auch hier durchzogen abgesandte Soldaten die Gegenden, verjagten die Täufer von ihren Höfen und nahmen viele gefangen. Die Gabrieler zu Rossitz brachen auf und flüchteten zurück nach Schlesien, und manche wanderten weiter nach Preußen; ebenso zogen viele der Philipper wieder nach Schwaben und versuchten dort bei einzelnen Gutsbesitzern anzukommen. Von den Täufern zu Austerlitz wurden viele gefangen genommen, und unter diesen auch **Jakob Wiedemann.** Von ihnen heißt es in den alten Urkunden, daß sie wohl nicht nach der Lehre Christi gewandelt hätten, gleichwohl aber hätten auch sie die Wahrheit bezeugt. Sie wurden zu Wien hingerichtet. Sehr

wehmütig liest sich auch der Bericht von dem Angriff auf die Gemeinde zu Auspitz. Ihre Einrichtung machte es ihr ja besonders schwierig, mit ihrem Hab und Gut zu entfliehen. Sie versuchten, die Behörde zur Milde zu bewegen. Aber da war an keine Rücksicht zu denken. Bewaffnete Soldaten griffen sie an, und so heißt es in den Urkunden: „Der **Jakob Hutter**, als ein Diener des Worts, nahm sein Pindl auf den Rücken,—desgleichen die andern, Männer, Frauen und Kinder, — ihrem Hirten nach. Wie Schafe wurden sie vertrieben." Die armen Leute wußten nicht wohin; denn überall starrte ihnen das Schwerdt ihrer Feinde entgegen. Auf öder Haide liegend, schrieb Hutter einen mannhaften Brief an seine Dränger, in dem es heißt: „Weil wir alles gottlose Leben verlassen und uns ganz Gott, unserm Herrn, ergeben haben, darum werden wir verfolgt; darum hat der Fürst der Finsternis, der grausame Tyrann Ferdinand, viele der unsern grausam ermorden lassen, uns unserer Güter beraubt und uns von Haus und Hof getrieben. Wir haben keinen Spieß noch Waffen, und dennoch sagt man, wir wollten kriegen. Wir wissen nicht, wo wir hinsollen mit unsern vielen Witwen und unerzogenen Kindlein. Wir können uns doch das Erdreich nicht verbieten lassen. Wir wollen Gottes Willen folgen, wohin er uns ziehen und bleiben heißt." Schließlich mußte man sich doch dazu verstehen, sich in Gruppen von 8—10 aufzulösen, um hier und dort Unterkunft zu finden. Hutter flüchtete nach Tyrol.

77.

Jakob Hutter bildet eine eigentümlich ausgeprägte Erscheinung in dem süddeutschen und mährischen Täufertum. Seine Heimat war **Tyrol**. In diesem Lande befand sich die Bauern- und Arbeiterbevölkerung eben auch in einer schlimmen Lage und schaute deshalb mit heißer Sehnsucht

nach religiöser und politischer Freiheit aus. Man war des vielen Irrtums müde. Somit bot sich hier für die Lehren der Täufer ein günstiges Feld, wo dieselben rasch Wurzel faßten. Flüchtige Schweizer Täufer fanden hier in den Bergen und Wäldern passende Schlupfwinkel und in der heilshungrigen Bevölkerung willige Schüler ihrer Ansichten. Hervorragende Führer der Täufer säeten hier den Samen des göttlichen Wortes aus und gründeten Gemeinden; unter andern — Schlaffer, Schiemer und Jakob Blaurock. An Orten wie **Kitzbüchl** und **Zillerthal** entstanden große Täufergemeinden. Aber hier war man auf Befehl Königs Ferdinand sofort hinter ihnen her und in Kitzbüchl wurden i. J. 1527 an 70 Täufer hingerichtet. Und schärfer noch gestaltete sich die Verfolgung mit d. J. 1529. Bald waren alle Führer gefallen und auch die andern wußten sich nur in Schluchten und in den Stollen der Bergwerke zu halten oder in der Flucht ihr Heil zu suchen. Wie ein wahres Kanaan erschien ihnen da das Ländchen Mähren. Und in Jakob Hutter erstand ihnen ein zweiter Moses, der alle sichern Pfade dorthin auskundschaftete und eine Gruppe nach der andern sicher ins „gelobte Land" hinüberführte, so daß ihn seine Feinde als im Bündnis mit dem Teufel stehend verschrieen. Aber auch daheim wußte er den römischen Spähern zu entgehen, seine Genossen in ihren Schlupfwinkeln zu finden, sie zu trösten und sie kirchlich zu versorgen. In seinen Ansichten über Gemeindeeinrichtungen schloß er sich den extremen Schweizerbrüdern an. Er verlangte sehr strenge Beaufsichtigung der Glieder durch die Diener am Wort. Sogar in Heiratsfällen sollte weniger die eigene Neigung als vielmehr die Einsicht der Vorsteher und das Loos entscheiden.

78.

Aber nur in Mähren konnte Hutter seine Gemeindeorganisation in Fluß bringen. In Tyrol ließ sich sein Ideal

nicht ausführen. Nach Mähren wanderte er ja denn auch mehrere mal und wurde dort immer mit großem Jubel empfangen. Hier bot sich ihm ein günstiges Feld für sein Organisationstalent und bald trugen die meisten der dortigen „Haushaben“ das Gepräge seiner Erkenntnis und seines Geistes. Daß es ihm jedoch auch am richtig irenischen Takt gefehlt hat, zeigt seine schroffe Stellung gegen diejenigen, welche nicht jede seiner Ansichten adoptieren wollten. Der Ausbruch der Verfolgung i. J. 1535 setzte sodann seiner mährischen Wirksamkeit ein Ende. Er rettete sich wie durch ein Wunder zurück nach Tyrol, trotz aller Beschreibung seiner Person und Anweisungen, wo er wohl würde aufzugreifen sein, welche den Grenzjägern zugingen. Es hieß, er sei ein Mann mit einem großen Bart und trüge eine Axt wie ein Holzhauer, um die Wächter zu täuschen. Seine junge Frau kam ebenfalls glücklich nach Tyrol. Hutter aber sah sein Ende kommen. Er schrieb an die Brüder in Mähren, daß man auf allen Kanzeln über ihn lästere und daß überall die Diener des Satans „wahre Höllenhunde“ ihm und den Seinen nachstellten. Sein Mut blieb ungebeugt. „Laßt uns,“ sagt er, „nicht von der göttlichen Wahrheit abfallen, noch irre geleitet werden.“

Zu Ende d. J. 1535 gelang es seinen Feinden, ihn zu Clausen, in der Nacht samt seiner Frau gefangen zu nehmen. Einen Knebel im Munde führte man ihn nach Innsbruck trotz großer Winterkälte. Auf die Folter gespannt, bekannte er sich mutig zu seinen von ihm gepredigten Lehren und Wahrheiten, sagte aber auch, daß er jeden Gewaltakt gegen die Obrigkeit verwerfe. Seine Mitgenossen zu verraten — war er nicht zu bewegen. Speziell dazu eingeübte Soldaten mußten kommen und ihn geißeln; aber sein Mund blieb stumm. Somit stellte man ihn am 24. Februar 1536 auf den Scheiterhaufen,

wo er seinen Glauben mit dem Tode besiegelte. Mit seiner Hinrichtung war die Täuferbewegung in Tyrol so ziemlich zu Ende gebracht.

79.

Auch in Mähren gab es weitere Verfolgungsperioden für die Täufer, so daß sich diese kaum zu halten wußten. Viele erlagen den Versuchungen zur Rückkehr in die römische Kirche. Selbst manche der Führer. Auch Reublin kam schließlich ganz von den Täufern ab und beschloß als müder Greis nach vielen Irrfahrten sein Leben um 1560 in der römischen Kirche. Aber die größte Zahl der Täufer bewährte sich. „Sie hatten," heißt es in ihrer Urkunde, „aus dem Bronnen des Lebens getrunken und davon ein Herz bekommen, das von Menschensinn und -verstand nicht mag begriffen werden. Sie hatten die Bitterkeit des Todes überwunden. Das Feuer Gottes brannte in ihren Herzen. Sie haben das Horn in Sion blasen gehört und haben es wohl verstanden — und deswillen haben sie alle Pein und Marter zurückgeschlagen und sich darob nicht entsetzt." In jeder dieser Verfolgungsperioden kam es zu höchst ergreifenden Szenen. So namentlich zu **Stainerbrunn,** in der Nähe von Nikolsburg i. J. 1539. Hierher hatte sich eine Gruppe Hutterscher Brüder geflüchtet und man ließ sie einige Jahre ruhig gewähren. Durch Zuzug wuchsen sie rasch zu einer stattlichen Gemeinde heran. Das erbitterte die dortigen römischen Priester und sie machten dem Kaiser Mitteilung von der Sache. Am 6. Dezember 1539 erschien nun plötzlich in der Nacht ein Trupp kaiserlicher Soldaten und nahm an 150 Personen gefangen. Unter diesen waren viele aus Austerlitz, welche hingekommen waren, um eine Wiedervereinigung zwischen ihnen anzubahnen. Man führte die Gefangenen auf das Schloß **Falkenstein** und unterwarf sie peinlichen Verhören, namentlich auch, um Geld zu bekommen. Auch machten die römischen Priester Bekehrungsversuche bei ihnen,

welche jedoch erfolglos verliefen. Viele der Gefangenen waren noch nicht getauft, — man nahm sie daher ohne die äußere Ceremonie in die Gemeinde auf. Nach einjähriger Gefangenschaft wurden die kräftigsten Männer von ihnen verurteilt, nach Triest auf die Galeeren geschickt zu werden. Ehe sie abgeführt wurden, bekamen ihre Frauen und Kinder Erlaubnis, Abschied von ihnen nehmen zu dürfen. Diese Szene war so ergreifend, daß sich auch die römischen Beamten der Thränen nicht erwehren konnten. Die Täufer aber gaben sich gegenseitig das Versprechen, ihren Glauben nicht zu verlassen; es komme, was da wolle. Den meisten von den so schwer Verurteilten gelang es später zu entkommen.

So eine Bekenntnistreue erhielt den Bestand der Gemeinde auch in den späteren Verfolgungen, besonders in den Jahren von 1548—1554. Viele wanderten aus nach Preußen und andern Orten; die andern sammelten sich immer wieder. In ihrer „goldnen Zeit in Mähren," von 1555 bis 1618, wuchs die Gemeinschaft erstaunlich. Sie zählte an 80 Haushaben und an 80,000 Gliedern. Der 30jährige Krieg vernichtete sie jedoch fast gänzlich. Ihr letzter Rest wanderte am Schluß des 18. Jahrhunderts nach Rußland aus.

80.

Das Täufertum in Mähren bildet ein merkwürdiges Stück in der Geschichte des Gemeindechristentums. Viele richtige Züge desselben finden sich hier vortrefflich ausgeprägt. In vielen Fällen wirkte sich hier die brüderliche Liebe in echt apostolischer Weise aus. In Liedern und Briefen wurde sie gefeiert. Der Bekenntnis- und Todesmut der mährischen Brüder zeigt sodann, wie fest und ganz sie den Hauptpunkt des Christentums ergriffen hatten. Ihre Abkehr von der Welt hat ebenfalls viel Richtiges an sich. Besonders auffallend ist auch die umfangreiche **Litteratur**, welche sie erzeugten. Von den ersten

Tagen ihrer Entstehung an müssen ihre Führer großen Eifer in der Darstellung ihrer Geschichte und Glaubenslehre an den Tag gelegt haben. Ihre Geschichte geht bis auf das Jahr 1526 zurück und beginnt mit der Täuferbewegung in Tyrol; ja auch über die Vorgänge in der Schweiz geben ihre Schreiber Bericht. Viele dieser Manuskripte sind höchst sorgfältig gearbeitete Sachen; manche davon sind in römische, einige auch in protestantische Hände gekommen und werden in Privat- und öffentlichen Bibliotheken aufbewahrt. Eine Auswahl davon hat im Jahre 1883 der Wiener Hofrat Dr. Joseph Beck in Druck gegeben. Sie enthalten teils ein erhebendes, teils ein wehmütiges Stück deutscher Kirchengeschichte. Ebenso waren viele dieser Täufer poetisch reich begabt, und unter dem Druck der Trübsal erblühte bei ihnen eine reiche kirchliche Lyrik. Besonders auch aus den Reihen der 1528 in Passau gefangenen Brüder gingen eine Anzahl sogenannter „Märtyrerlieder“ hervor. Die meisten davon wurden in dem „**Ausbund**“ gesammelt und bildeten viele Jahre lang das Gesangbuch der süddeutschen Gemeinden. Auch von Schiemer und Blaurock sind hier Lieder aufgenommen. Viele dieser Gesänge haben einen echt poetischen Schwung, und Hymnologen, wie Wackernagel, haben ihren Werth öffentlich anerkannt. Es zieht in diesen Liedern gleichsam eine versunkene Welt voller Glauben und Liebe und Thränen und wärmster Bekenntnistreue an uns vorüber.

Sonst fallen ja auch die **Überspanntheiten** dieser Richtung leicht in die Augen. Ihre Auffassung der Gütergemeinschaft schuf ihnen unendliche Schwierigkeiten und Versuchungen; ihre Gemeindeeinrichtung führte sie dazu, den eigentlich wichtigsten Punkt in ihrer konfessionellen Eigenart, nämlich den Anspruch auf persönliche Freiheit in Glaubenssachen, mit Füßen zu treten. Ihrem kirchlichen Selbstbewußtsein standen ihre vielen Spaltungen und der

Ehrgeiz ihrer Führer schlecht an. Einander verketzernd standen sie sich um 1535 gegenüber; niemand wollte den Mangel an Erkenntnis bei den andern tragen. Die mährischen Täufer zeigen, wie leicht eine Richtung Lehrsätze und Einrichtungen mit dem Kernpunkt des Christentums verbinden kann, welche „Aufsätze der Ältesten" und „Menschengebote" sind.

X. Die Entstehung des norddeutschen und niederländischen Täufertums.

81.

Auch im **nordwestlichen Deutschland** haben wir um 1525 einen für die Entstehung von selbstständigen Täufergemeinden günstigen Boden vor uns. In Köln und Umgegend hatten ja vom frühen Mittelalter her Waldensergemeinden geblüht und ihre Ausläufer waren die stillen Konventikel und Bruderschaften zu Anfang des 16. Jahrhunderts, in welchen die heilige Schrift betrachtet und auf praktisches Christentum gedrungen wurde. Die Lehren eines Thomas á Kempis waren hier tief in das Volk eingedrungen. Köln galt für die Mutterstadt aller Ketzereien. Schon um 1524 wurden hier Täufer amtlich vermerkt. Hier fanden somit die Täuferapostel freudige Aufnahme, — besonders bei den arbeitenden Klassen. Diese lechzten förmlich nach sozialen und kirchlichen Verbesserungen. Adel und Geistlichkeit saugten hier den Bürger und Bauer aufs rücksichtsloseste aus. Viele Gewerbe befanden sich im Besitz von Klöstern und niemand sonst durfte ein solches betreiben. Dazu hatte der gemeine Mann die ganze Steuerlast zu tragen. Zudem gingen hier Städte und Provinzen auf dem Wege des Handels rasch aus einer Hand in die andere über und jeder suchte schnell viel aus seinem Besitz zu erpressen. Viel soziales Elend brachten auch die vielen Kriege und verheerende Krankheiten. So durchzog i. J. 1529 der „schwarze Tod" Westfalen und in Dortmund z. B. starben von 500 Erkrankten 470. Darauf folgten die Hungerjahre 1530 und 1531, in denen das Getreide enorme Preise hatte. Dazu kamen die hohen Türkensteuern. Solchem Jammer des Volkes stand

aber die römische Kirche machtlos gegenüber. Ihr Ansehen war hier tief gesunken. Meistens wurde das geistliche Amt von unwissenden Kaplänen verwaltet, welche im offenen Konkubinat lebten und oft an Liederlichkeit mit einander wetteiferten. Dabei wurden für alle kirchliche Handlungen hohe Gebühren eingetrieben. Kein Wunder war es daher, daß sich ernste Gemüter in die Stille zurückzogen und in verstohlenen Zusammenkünften Gottes Wort betrachteten, und sich unter einander als Brüder und Schwestern behandelten. In Kellern und Webstuben kam man zusammen und erstrebte die Einrichtung einer Gemeindekirche nach apostolischem Muster.

82.

Die bedeutendsten Träger und Führer der Täuferbewegung in dieser Gegend waren Adolph Clarenbach, Johannes Campanus, Heinrich Roll, Gerhard Westerburg, Staprade, Klopreis u. a. Leider können sie nicht als protestantisch durchgebildete Persönlichkeiten angesehen werden. Die meisten haben etwas Überspanntes an sich, was ihrer Bewegung das Solide und Maaßvolle raubte und sie für irrige Auffassungen günstig stimmte. **Adolph Clarenbach** war zu Ende des 15. Jahrhunderts geboren, besuchte die höheren Schulen zu Münster und Köln und widmete sich selbst dem Schulfach. Frühe zogen ihn die Konventikel dieser Gegend an, namentlich in Wesel war er ein sehr thätiges Mitglied derselben. Aber von hier, sowie auch aus Münster und Osnabrück vertrieben ihn fanatische Mönche wegen seiner evangelischen Anschauungen. Im Jahre **1528** wurde er in Köln verhaftet und nach vielen peinlichen Verhören verbrannt. Clarenbach bekannte, er habe seine Erkenntnis von seiner Mutter geerbt und aus der Bibel geschöpft. Er weigerte sich, einen Eid zu schwören und sah im Abendmahl ein Gedächtnismahl des Herrn und eine Vereinigungsfeier der Gläubigen untereinander.

Hervorragend unter seinen Verkehrsgenossen war ein **Graf von Isenburg,** welcher seine Erkenntnis weder von Luther gewonnen haben wollte, noch sich zu dessen Anhängern zählte. In 12 Flugschriften eiferte er gegen die römischen Mißbräuche. Auf allen Kanzeln Kölns tobte man gegen ihn und drohte ihm mit dem Schlimmsten. Über sein Ende ist nichts bekannt. **Johann Campanus** ist um 1500 geboren und erwarb sich gründliche Kenntnisse in den alten Sprachen. Er war einer der gebildetsten Männer seiner Zeit. Seine religiösen Ansichten stammten zunächst aus dem Erkenntnisschatz der alten Brüdergemeinden; bei seinem eigenen Nachdenken geriet er leider auf stark rationalistische Ideen. So wollte er z. B. nur eine Geistestaufe gelten lassen. Er ging auch nach Wittenberg, konnte sich dort jedoch nicht lange halten. Sehr energisch wirkte er darauf einige Zeit in Cleve und verhalf hier und an der niederländischen Grenze dem Täufertum zu einer weiten Verbreitung. Im J. 1531 und 1533 finden wir ihn in Straßburg, wo er mit Melchior Hofmann verkehrte und einige Schriften herausgab. Sein ganzes Wirken trug einen unstäten Charakter an sich und seine Liebe zu philosophischen Spekulationen führte ihn auf gefährliche Abwege, so daß er arianischen Irrlehren huldigte. Daneben vertrat er manches Richtige. Er lehrte, ein Christ hätte kein Recht, sich bewaffnet zu wehren und die wahre Gemeinde ist ihm eine Kirche unterm Kreuz. Luther sagte von ihm: „Diesen verfluchten Unflat und Buben soll man verachten.“ Er zählte ihn zu den sieben Irrlehrern seiner Zeit. Campanus fand viel Gunst bei gebildeten Herrschaften und auf ihren Schlössern sichern Aufenthalt. Um 1576 soll er gestorben sein. **Heinrich Roll** war eine milde Natur. Von seinen bittersten Gegnern sagte er: „Sie haben mit guter Absicht Christo dienen wollen und in ihrem Geist gearbeitet; ich baue in meinem Geist weiter, damit Christi Haus größer werde.“

83.

Es fehlte der norddeutschen Täuferbewegung an einem einheitlichen Gepräge. Wir finden hier keine Synodalversammlungen, welche die Gemeindebildungen geregelt hätten. Somit richteten sich die einzelnen Gemeinden ein, so gut sie konnten, und für die subjektiven Ansichten der Führer bot sich hier ein günstiges Feld. Erst später kam man zu gemeinsamem Zusammenschluß. Zunächst vermittelten die Führer und deren Abgesandte, die „Apostel" den Verkehr untereinander. Der alte, ererbte Erkenntnisschatz schuf hier der Bewegung einen gewissen Charaktergrundriß und nicht eine Gemeinschafsorganisation. Viele neue Ideen fanden dann ihren Weg hierher vom obern Deutschland — den Rhein hinab und in Ländern wie **Cleve** gab es auch um 1525 mehr religiöse Bewegungsfreiheit als sonstwo. Rasch entstanden hier an den meisten Hauptorten Täufergemeinden, mit denen das gemeine Volk sympathisierte. In **Köln** zählte die Gemeinde 700 Glieder. Bald genug brach aber auch hier die Verfolgung gegen sie aus und so befanden sich bald viele in den Gefängnissen oder auf der Flucht. Und die Flüchtenden predigten das Wort. Einen besonders guten Boden fanden sie in Westfalen und insonderheit hier in der Stadt **Münster.** In dieser Stadt hatte man sich unter Bernhard Rothmanns Leitung so zahlreich der lutherischen Lehre zugewandt, daß der römische Bischof, Franz v. Waldeck, ihr in einem amtlichen Erlaß vom Februar 1533 die Erlaubnis ertheilte, sich nach lutherischem Ritus einzurichten. Aber schon im Mai desselben Jahres hatten ihn die aus Cleve kommenden Täuferapostel auf ihrer Seite. Er erkannte und bekannte die Richtigkeit der Erwachsenentaufe und auch das Gemeindeleben der Täufer mit ihrem Dienst an Armen und Kranken und ihrem Verzicht auf Würden und weltlichem Treiben war ihm bald ein Stück eigener Überzeugung. Er trat

nun offen mit seinen Ansichten auf und fand unter den Bürgern der Stadt viele Anhänger, so daß sich hier eine große Täufergemeinde bildete. Rothmann schrieb eine Erklärung der Sakramente, welche sehr verbreitet wurde. Überhaupt gewann die Gemeinden bildende Reformation der Täufer den deutschen Bürgerstand in dieser Gegend dermaßen, daß man fast überall Lust zeigte, die Täuferbewegung in Fluß zu bringen. Selbst die Magistrate bedeutender Städte wie Soest u. a. standen ihr günstig gegenüber. **Ja, es heißt, daß im nordwestlichen Deutschland eine Stadt auf die andere wartete, um sich für die Täufer zu erklären.** Wullenweber, der Bürgermeister von Lübeck, sagte: „Würde sich Lübeck zu den Täufern wenden, so würde Hamburg folgen und wahrscheinlich auch Bremen.“ Ähnlich scheinen Hannover und Magdeburg und viele kleinere Städte gesonnen gewesen zu sein. Wie wehmütig, daß es in dieser Bewegung zu der so fatalen Katastrophe zu Münster kam!

84.

Auch die **Niederlande** bildeten einen sehr günstigen Boden für die reformatorischen Bewegungen des 16. Jahrhunderts. Hier hatten ja die Sprößlinge der Waldenser, die „Brüder des gemeinsamen Lebens,“ die wichtigsten Grundgedanken waldensischer Heilserkenntnis zu einem Gemeingut des Volkes gemacht. Der Kernpunkt derselben, die Lehre von der Nachfolge Christi, war hier so allgemein zur Anerkennung gelangt, daß selbst Priester im Gegensatz zur römischen Kirche stehen und doch im Amt verbleiben durften. Die Schulen dieser Brüder zu Zwolle, Alkmar und Deventer waren gut besucht. Am letztgenannten Ort hatte man um 1500 an 2000 Schüler. Sehr begierig wurde darum hier auch die 1477 zu Delft erschienene Bibelübersetzung in die Landessprache aufgenommen. Zudem durchzogen die Apostel der böhmischen Brü-

der auch diese Gegend und streuten fleißig den Samen ihrer klaren Heilserkenntnis aus. Die gesamte Kirche strebte hier von Rom weg und stand einer Reformation günstig gegenüber. An manchen Orten befanden sich auch noch direkte Nachkommen der alten Waldenser in der Art kleiner Bruderkreise, welche noch ein gewisses Gemeindeleben nach alter Weise pflegten. Diese hielten sogar den Verkehr mit ihren oberrheinischen Genossen aufrecht, wovon ein Brief der Basler Brüder an ihre „Brüder in den Niederlanden" vom Jahre 1522 Zeugnis gibt.

85.

Auch hier wandte man sich zuerst sehr allgemein der lutherischen Reformation zu. Luthers Schriften wurden verbreitet und gelesen. Da aber die Niederlande Erblande Kaisers Karl V. waren, so wurden hier sofort heftige Verfolgungen gegen irgendwie hervortretende Ketzer in Szene gesetzt. Schon im Jahre 1522 erschienen scharfe Edikte gegen das Lesen des Neuen Testaments und der Schriften Luthers. Margaretha, die Schwester des Kaisers und Statthalterin der Niederlande, kam denn auch bald nach dem Haag, um den Ketzerverhören beizuwohnen. Aber erst im Jahre 1525 fand die erste Hinrichtung statt, wahrscheinlich infolge des süddeutschen Bauernkrieges. Der erste Märtyrer war Willem Dirks zu Utrecht. Andere folgten ihm. Bald jedoch stellte es sich offen heraus, daß selbst die höheren Stände wenig geneigt waren, die Verfolgungsmandate auszuführen, ja sogar, daß die Regentin keine Freude daran hatte. Ebenso zeigte es sich, daß man die meisten Ketzer nicht eigentlich für Luthers Anhänger halten konnte, sondern für Träger anders gearteter Anschauungen als die der Wittenberger Theologen,— wie wenn 1525 eine froh und freudig zum Tode gehende Witwe sagte: „Der Herr mein Gott ist in mir und ich

in ihm.“ Somit fanden hier die Täuferapostel ein reiches Feld. Die Leute waren fertig für eine gründlichere Reformation als die lutherische. Namentlich in **Ostfriesland**. Hier reformierte Graf Eno einige Zeit sehr eifrig, zog Kirchengüter ein und schaffte römische Mißbräuche ab. Aber mit diesen äußern Maßregeln war die Bevölkerung nicht zufrieden. Das zeigte sich besonders, als der eigentümlich geartete Apostel des niederländischen Täufertums, Melchior Hofmann, hier auftrat.

86.

Melchior Hofmann stammte aus Schwaben. Er war ein Kürschner von Beruf, und man spottete darüber, daß er als Ledergerber den Prediger machen wollte. Er muß aber ein Mann von bedeutenden Gaben und nicht geringen Kenntnissen gewesen sein, sonst hätte er sich nicht zu dem Einfluß emporarbeiten können, den wir bei ihm bewundern müssen. Er machte zuerst in Waldshut und Zürich von sich reden, wo er 1523 an der reformatorischen Bewegung teilnahm. Zwingli sprach von ihm als von „dem Taugenichts, der Leder gerbet.“ In unklarer Weise scheint ihn die Reformation mitgerissen zu haben. Seine rastlose Natur trieb ihn von Ort zu Ort. Er war einige Zeit in Wittenberg und kam mit Luther leidlich aus. Im Jahre 1524 finden wir ihn in Livland und Schweden als Vorkämpfer reformatorischer Ideen. In der Hauptsache scheinen diese lutherischer Art gewesen zu sein; doch gingen auch Äußerungen von ihm im Umlauf, die seinen Umgang mit den Täufern bewiesen. Er lehnte z. B. als Prediger jede Besoldung ab, ein Grundsatz, wie ihn Manz, Grebel u. a. vertraten. Aus Schweden vertrieben, ging er nach Dänemark und wurde hier 1527 mit Genehmigung des Königs Prediger zu Kiel. Da er aber Ansichten über das Abendmahl vortrug, welche gegen

Luthers Lehren verstießen und er sich überdies zu der gebildeten Geistlichkeit des Landes in einem schroffen Gegensatz befand, so mußte er bald das Land verlassen. Er ging zunächst nach **Ostfriesland**, wo er viele Anhänger Zwinglis fand, mit denen er eingehend verkehrte. Aber hier traf er auch mit seßhaften und flüchtigen Täufern zusammen, und viele ihrer Erkenntnispunkte waren ihm sehr sympathisch. Einen besonders tiefen Eindruck soll hier ein Täuferprediger, Melchior Rink, auch ein Kürschner aus Schwaben, auf ihn gemacht haben. Nach kurzem Weilen in Ostfriesland reiste Hofmann nach **Straßburg**, wo er zunächst mit Capito und Butzen verkehrte. Weit mehr als diese scheinen ihn aber auch hier die Täufer angezogen und auf ihn eingewirkt zu haben. Im Jahre 1529 ließ er sich taufen und trat damit öffentlich zu ihnen über, — also in dem Jahre, wo sie von Kaiser und Reich dem Tode für verfallen erklärt wurden.

87.

Hofmanns eigentümliche Ansichten waren größtenteils vor seinem Anschluß an die Täufer gebildet worden. Sie deckten sich in vielen Fällen nicht mit den von Blaurock, Sattler und Denk vertretenen Grundsätzen. Aber der Mangel einer einheitlichen Organisation und fester Bekenntnislinien bei den Täufern gewährte irgend welchen persönlichen Ideen einen weiten Spielraum. Dieser Umstand machte es Hofmann möglich, sich trotz mancher extravaganten Ansichten in ihren Kreisen zu halten und sich zu einer eminenten Führerrolle empor zu arbeiten. Dann aber zog er Tausende seiner Genossen in Anschauungen hinein, welche zu ihren bisherigen Grundsätzen in einem scharfen Gegensatz standen. Insonderheit entwickelte er drei ihm eigentümliche Ansichten.

1. Er vertrat die Lehre, daß Christus bei seiner Menschwerdung nichts von der Maria angenommen habe,

„sondern durch ihren Leib hindurch gegangen sei, wie die Sonne durch ein Glas." Da er aber aus diesem Satz keine weitern Konsequenzen zog, so blieb derselbe harmlos.

2. Er legte der Lehre von der Wehrlosigkeit nur eine temporäre Geltung bei. Ihm lag vielmehr der Gedanke nahe, daß die Christen auch äußerlich das Regiment in Händen haben sollten. Er ermahnte nun wohl seine Genossen, sich aller Gewaltthat zu enthalten und der bestehenden Obrigkeit zu gehorchen, — dieses aber nur im Blick darauf, daß die Zeit für den äußern Erfolg der Kirche noch nicht gekommen sei.

3. Er hielt sich für prophetisch begabt und machte geltend, daß man bei Gebet und Forschung alle Stücke der biblischen Weissagung erklären lernen könne. Er selbst wollte in dieser Beziehung sehr weit gekommen sein. Er verkündigte, daß mit dem J. 1526 die letzten sieben Jahre der Weltzeit begonnen hätten und daß die zwei Zeugen nach Offb. 11. aufgetreten seien; die Gegenwart seien Tage großer Drangsal, aber der Durchbruch des Sieges der Kirche stehe nahe bevor. Bald werde Christus seine Braut, die Gemeinde, aus der Wüste führen und sie auch äußerlich herrlich machen. Sein prophetischer Enthusiasmus wirkte zündend. In der Straßburger Gemeinde traten männliche und weibliche Propheten auf. Hofmann erklärte dann bald Straßburg für das neue Jerusalem, wo sich die 144,000 Versiegelten versammeln sollten. Er selbst beanspruchte, der **Elias** der letzten Zeit zu sein, dem Henoch bald folgen werde. Apostel und Boten sollten überall hin ausgesandt werden, um diese Botschaft zu verbreiten. Er selbst war bereit, für seine Anschauungen jedes Opfer zu bringen.

An Hofmann machten die Täufer also einen höchst zweifelhaften Erwerb, da er es zu einer Durchbildung ihrer eigensten Grundsätze nicht gebracht hat. Er führte ein schwärmerisches Element in ihr Erkenntnisgebiet hinein,

das ihnen im tiefsten Grunde fremd war. Mit Recht hat man ihn daher — „den bösen Genius der Anabaptisten genannt.“ (Rauschenbusch.)

88.

Hofmanns eigentliches Arbeitsfeld war Ostfriesland. Er scheint in Straßburg bald zum Dienst am Wort berufen und als Apostel ausgesendet worden zu sein. In dieser Eigenschaft machte er mehrere Reisen nach Ostfriesland, wo er besonders in **Emden** eine gute Aufnahme fand. Er war ein gewandter Volksredner, der seine Zuhörer mit sich fortriß. Sogar Graf Eno hörte ihn und wurde zu Thränen gerührt. Massenhaft fielen ihm die Leute zu. In Emden taufte er in der Sakristei der Kirche 300 Personen. Von hier ging er weiter; ebenso seine Apostel, die er zahlreich aussandte, und, wie es scheint, nur mit schwacher Beteiligung einer Gemeinde. Bald hieß es, daß er wie ein Herold die Lande durchzöge, um alle „Liebhaber der Wahrheit“ zu einer großen Bundesgemeinde zu sammeln, welche er Christo entgegen führen wollte. Seine kirchlichen Ordnungslinien kamen den freiheitlichen Neigungen der Bevölkerung entgegen. Er lehrte, Christus sei das Haupt der Kirche nnd diese sei eine Gemeinschaft von Brüdern und Schwestern. Die Prediger seien nicht die Herren der Gemeinde. Sie müßten aus der Mitte derselben gewählt werden und hätten nur Gottes Wort zu verkündigen und die Sünden zu strafen. Die Gemeinde solle sie so unterstützen, daß sie von ihnen geistlich gut versorgt werden könnte. Die prophetische Gabe aber könne jedem Gliede zuteil werden. Solche Grundsätze bewirkten eine ganz andere Gemeindeeinrichtung als diejenige der Staatskirchen. Und dazu kam das praktische Christentum, auf das auch Hofmann drang. Gegenseitige Unterstützung bildete einen wesentlichen Zug desselben. Die Richtigkeit desselben leuchtete Armen und Reichen ein und Hofmann wurde an vielen Orten mit Be-

geisterung aufgenommen. Es heißt, daß er jene Gegenden wie in einem Siegeszuge durchreist sei. Überall gründeten er und seine Schüler oder Apostel Gemeinden, sogar in den großen Städten wie Amsterdam u. a. Aber mit seinen richtigen Ansichten wurden auch seine ungesunden und phantastischen Ideen verbreitet und angenommen. Und als eine so neue und anders geartete Erscheinung erschien das von ihm gebildete Täufertum als die bisherigen stille wirkenden Gemeinden dieses Namens, daß man seine Anhänger **Melchioriten** hieß und Sachkundige die zwei Richtungen klar unterschieden. Bald waren die Behörden auch hinter ihm und seinen Aposteln scharf her und in Amsterdam wurden letztere kurzer Hand hingerichtet. In einer Schrift „Ordinanz Gottes" erörterte Hofmann seine Stellung. Er erklärte sich darin für einen Apostel Christi, dem der Auftrag geworden sei, alle wahren Kinder Gottes zu einer Gemeinschaft der Heiligen zu sammeln. Straßburg sollte der Sammelpunkt werden. Von da aus sollte das Evangelium über die ganze Erde ausgehen. Die beiden Zeugen, Elias und Henoch, würden sofort erscheinen und alle Gottlosen mit dem Hauche ihres Mundes verzehren. Das Jahr **1533** sollte den Wendepunkt in der Geschichte bilden.

89.

Hofmanns Ende. Im Jahre 1533 wurde Hofmann in Straßburg gefangen gesetzt. Nirgends war man toleranter gegen Andersdenkende als in dieser Stadt und zu einer Ketzerhinrichtung hat sich der Magistrat derselben überhaupt nicht hinreißen lassen; aber irgend welche phantastische Irrtümer wollte er doch nicht ausstreuen lassen. Über Hofmanns Treiben und Reden hielten sich aber selbst viele Täufer so sehr auf, daß sie zur reformierten Kirche übergingen. Somit trat auch hier unter den Täufern eine Art Spaltung ein. Viele freilich blieben zunächst

auf seiner Seite stehen, da er seine Haft vorausgesagt hatte. Indem diese anfänglich leicht war, so verkehrte er schriftlich mit den Gemeinden. Er behauptete, daß seine Einkerkerung nur sechs Monate währen würde; bald sollten die Plagen der Endzeit beginnen; bald sollten die Reiche Sodoms und Babylons hinfallen und der geistliche Simson und Salomo ihre Herrschaft über die ganze Erde ausbreiten. Seine Gefangennahme und neuen Weissagungen machten auf die Straßburger Täufer einen tiefen Eindruck. Überall erhoben sich prophetische Stimmen. Eine gewisse Barbara gab vor, ihr sei ein Schüler Hofmanns, Poltermann, als der erwartete Henoch offenbart worden. Seine Genossen befanden sich in einer fieberhaften Aufregung. Das hat wahrscheinlich den Magistrat veranlaßt, den Gefangenen von jedem Verkehr nach außen hin abzuschließen. Und so ist Hofmann einsam und von den Seinen vollständig getrennt nach einigen Jahren im Kerker gestorben. Aus seinen Weissagungen aber entsproß eine Saat, wie er sie sich sicherlich nicht vorgestellt hat.

90.

Die Melchioriten in den Niederlanden gerieten durch die Nachricht von Hofmanns Haft in eine noch weit größere Aufregung als die Gemeinde in Straßburg. Bei ihnen hatte Hofmann die Übung der Erwachsenentaufe für zwei Jahre untersagt, weil der Wendepunkt der Dinge so nahe wäre. Diese Zeit ging mit dem Jahre 1533 zu Ende. Und nun lag er im Kerker, wie er es vorausgesehen hatte. Kein Wunder, daß die einfältigen Leute bei ihrem Mangel an Fähigkeit, Hofmanns Prophetie im Licht der Schrift zu prüfen, Außergewöhnliches erwarteten. Hofmann hatte vor seinem letzten Abschied von den hiesigen Gemeinden einen Johann Trippmaker und Johann Matthys, einen Bäcker in Harlem, zu Aufsehern über die Ge=

meinden eingesetzt. Ersterer wurde jedoch bald zu Amsterdam hingerichtet. Poltermann fand keine gute Aufnahme. Hier war also ein Feld offen für einen überspannten Kopf. Und als ein solcher erweist sich **Johann Matthys.** Noch vor Schluß des Jahres 1533 erklärte er sich für den neuen Propheten, bereit, im Sinne Hofmanns weiter zu wirken. Wohl wollte man ihn nicht anerkennen, besonders nicht in Amsterdam — man hatte sich den „Henoch" doch anders gedacht; aber seine Entschlossenheit und vorgebliche Sicherheit in seinen Ansprüchen schlug jede Opposition nieder und bald beugte sich der größte Teil der Melchioriten vor ihm. Auf seine Anordnung wurde die Taufe wieder aufgenommen. Auch sandte er viele Apostel aus, um zu taufen und seine Offenbarungen zu verbreiten. So ging ein gewisser Kupper und Bookbinder und Pieter Houtsager nach Leeuwarden, wo sie unter andern einen Dirk Philipps tauften und dessen Bruder Obbe Philipps zum Aufseher einsetzten. Ebenso tauften sie hier einen David Joris aus Delft, der auch bald prophetisch begabt sein wollte. Als ein besonderer Apostel Johann Mattys' zeigte sich bald Johann v. Leyden, der nach Münster in Westfalen ging. Diese Apostel predigten, daß die Zeit der Erfüllung der Verheißungen vor der Thür sei; sie erzählten von den Wundern und Zeichen des Jan Matthys; sie verkündigten in seinem Namen, daß das 1000jährige Reich im Anbruch sei und daß die Vernichtung der jetzigen Weltordnung von ihm und seinen Genossen vollzogen werden solle. Darum solle man zu den Waffen greifen und die Gottlosen von der Erde vertilgen. Wohin diese Apostel kamen, da suchten sie zuerst die Melchioriten auf, gaben ihnen den Kuß des Friedens und suchten sie für ihre neue Botschaft zu gewinnen. Ebenso ordinierten sie Bischöfe und Diakonen, denen sie die Taufe und den Gemeindehaushalt übertrugen.

Matthys und seine Apostel brachten es in den Niederlanden zu einer **Volksbewegung**. Ein Jakob v. Kampen taufte im Jahre 1534 an einem Tage 100 Personen. In den Provinzen Holland, Waterland, West- und Ostfriesland stand die ärmere Bevölkerung bald fast ganz auf Seiten dieser Strömung. Ebenso sah es in manchen Städten aus, z. B. Zwolle und Amsterdam. Ja, es fanden sich prophetische Stimmen, welche letztere Stadt als das neue Zion bezeichneten, anstatt Straßburg. Die stillen Täufer, welche Hofmanns Ideen nicht acceptierten, hatten einen schweren Stand. Aber auch die andern wären wohl zur Besonnenheit gekommen, hätte sie die Regierung durch ihre Grausamkeit nicht zur Verzweiflung getrieben.

XI. Die Gefährdung und Schädigung des Täufertums durch die Katastrophe zu Münster.

91.

In Münster war der dortige lutherische Reformator **Bernhard Rothmann** im Laufe des Jahres 1533 zu den Täufern übergetreten. Am Schluß dieses Jahres gab er eine Abhandlung heraus, in welcher er sich offen zu ihren Grundsätzen bekannte. Die Taufe bezeichnete ihm den Eintritt in ein neues Leben. Er verlangte sie in der Form der Untertauchung. In den nun entstehenden Täuferkreisen übte man reges praktisches Christentum. Sehr eingehend nahm man sich der Armen an. Reiche Leute verzichteten auf ihre Zinsen und allen Luxus, um den Bedrängten zu helfen. Das förderte die Bewegung gewaltig, und der Magistrat durfte nicht so schneidig gegen dieselbe auftreten, wie er wohl hätte mögen. Zunächst war man ja lutherisch geworden. Aber vielen ging auch hier diese Reformation nicht weit genug. Da erschien ihnen das Gemeinde-Christentum der Täufer richtiger, und so gab es hier für diese eine gewisse Freiheit der Bewegung. Dieser Umstand zog viele Täufer nach Münster und bald auch die Melchioriten und solche Elemente, die sich ihnen anhingeu, um bei irgend welchen neuen Einrichtungen zu gewinnen. Bald kamen auch einige Apostel des Jan Matthys hierher, und am 13. Januar 1534 langte sein bedeutendster Schüler, **Johann von Leyden**, in der Stadt an. Er verstand es, sich die Gunst des Bürgermeisters, Knipperdoling, zu verschaffen und dessen Tochter zu heiraten. Dadurch gelangte er zu einer lei-

tenden Stellung unter den Täufern, und sein Anhang wuchs schnell. Viele Bürger fielen ihm zu, und auch Rothmann ließ sich noch einmal taufen. Johann und seine Genossen predigten hier kühn und offen, daß die Getauften fortan unter Christi Regiment ein glückliches Leben führen sollten in völliger Gütergemeinschaft, ohne Gesetz und Obrigkeit. Die wenigsten Täufer aber in dieser Gegend waren in den Grundlehren ihrer Richtung eigentlich zuhause; denn schon im November des Jahres 1533 hatten sie dem Magistrat mit der Waffe gedroht, — somit waren sie bald für das neue Evangelium gewonnen. Ebenso die aus der Umgegend in die Stadt geflüchteten armen Leute. Das zwang den Magistrat zur Milde gegen die neue Richtung, und **im Februar d. J. 1534 wurde in Münster völlige Glaubensfreiheit proklamiert.** Viele Bürger der Stadt wanderten infolge dieses Umstandes aus, — dagegen fluteten ganze Scharen von Täufern und andern in die Stadt hinein, um hier Sicherheit des Lebens und Unterhalt zu finden. Das verstärkte ihre Partei derart, daß dieselbe in den am 23. September 1534 abgehaltenen Ratswahlen vollständig siegte — und nun hatte ein sogenanntes Täufertum in Münster das Regiment in den Händen.

92.

Dieser sogenannte **„Münstersche Anabaptismus“** hat aber seine Wurzeln nicht in dem aus den alten Waldensergemeinden herausgewachsenen Täufertum. Von einer bewaffneten Gegenwehr wollte ein Grebel, Sattler, Denk, Hutter u. s. w. nichts wissen. Hubmeier gestand der Obrigkeit das Schwert zu; aber es für sie zu führen, lehnten die Täufer im allgemeinen ab. Somit waren die eigentlichen Täufergemeinden nur konsequent, wenn sie die Münsterschen Anabaptisten nicht als ihre Brüder ansahen. Es waren eben im nordwestlichen Deutschland und in den Niederlanden

viele Leute getauft worden, welche in manchen Hinsichten auf ihrem alten Standpunkt, dem römischen oder lutherischen, stehen geblieben waren und namentlich der Grundsatz der Wehrlosigkeit hatte sich bei ihnen noch nicht eingelebt. Zudem hatte sich manches Gesindel an sie gehängt. Diese Kreise wurden rasch die Beute des Melchior Hofmann, dann des Jan Matthys und Johann von Leyden und die von den beiden letzten beherrschten Elemente führten die bekannte Münstersche Katastrophe herbei.

Diese hat ihren ersten Grund in den **Irrtümern ihrer Führer.** Nachdem Johann von Leyden und seine Anhänger in Münster zur Herrschaft gekommen waren, traf auch Jan Matthys bald daselbst ein. Beide verkündigten nun die überspanntesten Dinge. Münster sollte das neue Zion sein, wo man von keinen äußeren obrigkeitlichen, ehelichen u. s. w. Gesetzen etwas haben sollte. Besonders aber trat der Gedanke der Rache an den Gottlosen in den Vordergrund der neuen Ideen. Rothmann schrieb ein Buch: „Von der Restitution der christlichen Lehre," in welchem er Hofmann, Jan Matthys und Johann von Leyden als diejenigen hinstellte, welche dasjenige zur Vollendung bringen sollten, was Luther und Zwingli angefangen hätten und worin das Alte Testament als noch ganz und voll in Geltung stehend hingestellt wurde, — so auch mit seinen Lehren von den ehelichen und staatlichen Verhältnissen. Zu Ende d. J. 1534 ließ dann Rothmann sein Büchlein: „Von der Rache" ausgehen. In diesem heißt es: „Nun Brüder, rüstet euch — nicht nur zum Leiden, sondern auch zur Rache; gedenkt daran, was man euch angethan hat und thut ihnen dasselbe. Macht daraus nicht eine Sünde, was keine ist; kommt herzu, um für Gottes Sache zu streiten. Der Umschwung in Rothmanns Gesinnung ist ein psychologisches Räthsel; da er selbst gesagt hat: „Gott weiß es, daß es bei unserer Taufe unser herzlicher Vorsatz

war, um Christi willen zu leiden und zu sterben; aber, es hat dem Herrn anders gefallen; — er will seinem Volk das Schwerdt in die Hand geben, um alles, was auf Erden Bosheit treibt, zu erwürgen.“ Neben diesem Werk durcheilten noch andre Flugschriften die Täuferkreise jener Gegend, welche alle Frommen aufforderten, Geld, Kleider, Messer, Büchsen einzustecken und nach Münster, „dem neuen Zion,“ zu kommen, um hier unter der Aufsicht des „Gesalbten des Herrn“ die Vertilgung der Gottlosen zu beginnen.

93.

Die grausame Verfolgungswut der Obrigkeit gegen die Täufer bildet den zweiten Grund der Katastrophe zu Münster. Die Regierungen entwickelten eine Rohheit gegen die armen Leute, welche eine Satyre auf jede Religion und Menschlichkeit bilden. Wie hinter wilden Tieren, so war man hinter den Täufern her, insonderheit in Tyrol und hier im nordwestlichen Deutschland. In Tyrol sandte die Obrigkeit schlaue Leute aus, welche sich bei den Täufern angeblich bekehrten, getauft wurden und hernach die Gemeindeglieder angaben. Wahrhaft teuflische Marter wurde manchem Gefangenen angethan, um ihn zu zwingen, seine Genossen zu verraten. Ganz summarisch wurden sie zu Tode gehetzt. Die Regierung zu Cleve überzog das ganze Land mit Reitern, um jeden Täufer niederzustoßen. Und eben so schlimm ging es in den Niederlanden her. Karl V. erklärte alle Täufer dem Tode verfallen; die Männer sollten verbrannt, die Frauen lebendig begraben werden. Es gab nun eine Schreckenszeit für die armen Leute, die in schärfstem Kontrast stand zu ihren Erwartungen von einer bald anzubrechenden Siegeszeit der Kirche. Sie befanden sich in einer verzweifelten Stimmung. Und gerade jetzt kamen die Apostel von Münster und Rothmanns Aufruf zur Rache. Der Druck der Verfolgung entfesselte das na-

türliche Rechtsgefühl in kurzer Zeit bis zum flammenden Durst nach Vergeltung. Kämpften Katholiken und Lutheraner und Reformierte für ihren Glauben, warum sollten sie es nicht? Zunächst suchte man nach Münster zu entkommen. Aus Ägypten nach Zion — das war die Losung. Viele zog auch der bloß äußere Vorteil an, der dort zu gewinnen war, da nur Täufer den Stadtrat bildeten. Tausende brachen auf. Vielen glückte es, über die Grenze zu entkommen; den meisten nicht. An allen Hauptwegen stellte die Regierung ihre Truppen auf, um die Fliehenden zu fangen. Man hieb die Männer nieder und nahm die Frauen und Kinder in Haft. Aus Holland suchten viele über den Zuidersee zu flüchten. Aber die Regierung ließ die Schiffe versenken. Überall rauchten die Holzstöße, wo eingefangene Täufer ihr Ende fanden. In seiner Verzweiflung griff das arme Volk zu den Waffen und setzte sich zur Wehre. So verschanzten sich an 300 in dem Kloster Dokkum in Westfriesland. Aber sie wurden überwältigt und niedergemacht. Als schließlich der Weg nach Münster überall verlegt war, da verwiesen angeblich prophetische Stimmen nach Amsterdam, als dem letzten Bergungsort der Gläubigen und an 200,000 sollen sich dahin auf den Weg gemacht haben. Tiefes Mitleid mit den armen Leuten kann die einzig richtige Empfindung eines jeden sein, der über diese Vorgänge nachdenkt.

94.

Die eigentliche Münsterische Katastrophe bildet kein Stück der Kirchen-, sondern der Kriminalgeschichte. Sie trägt den Charakter des Wahnsinnigen an sich. Sämtliche leitende Personen desselben zeigen, daß ihnen jede klare Besonnenheit abhanden gekommen war. Was da die Geschichte von Jan Matthys, Mille Feiken und Johann von Leyden berichtet, erweist sie als dem religiösen Wahnsinn

verfallen. Das Gesindel, das sich ihnen angeschlossen hatte, wurde ihr williges Werkzeug. Mit dessen Hilfe wurden die Besonnenen gezwungen, sich ihren Ideen zu fügen; daß da vom eigentümlichen Täufertum nur der Name vorhanden war, muß bei näherem Studium der Sache einleuchten. Der ganze Vorgang entzieht sich eigentlich einer abschließenden menschlichen Kritik. Die menschliche Strafe haben die Verirrten ja erhalten. In breiter Behaglichkeit wird darüber in den betreffenden Geschichtswerken berichtet. Selten fällt es einem Historiker ein, darauf hinzuweisen, daß wir über die Vorgänge in Münster nur aus den Reihen der Feinde der Täufer und ihrer Verräter Berichte haben und daß es diesen nur gewinnreich war, die Täufer möglichst schwarz zu malen, — seltener noch, daß ein Bischof, wie Franz von Waldeck, schwerlich viel höher steht als mancher in dieser „Münsterschen Rotte.“ Die Art und Weise, wie er seinen Rachedurst an den armen Verirrten gekühlt hat, — er, der Anspruch darauf erhob, ein Diener der Kirche zu sein, zeigt klar, daß ihm alles andere Bedürfnis gewesen ist, als Mitleid und Barmherzigkeit mit Gefallenen. Die schlimmen sittlichen Vorgänge in Münster beanspruchen eine milde Beurteilung, wenn wir die verwilderten moralischen Zustände jener Tage ins Auge fassen. Haben doch Luther und Melanchton Ph. v. Hessen eine Maitresse erlaubt. Ersterer hat das Recht der Polygamie auch in der neutestamentlichen Zeit anerkannt und es gab lutherische Prediger, welche davon Gebrauch machten. Es steht natürlich die Verirrung in Münster als eine Warnungstafel da in der Geschichte. Aber der eigentliche Boden dieses religiösen Deliriums muß auf dem Gebiet gesucht werden, wo man die Pflicht der Verteidigung seines Glaubens mit den Waffen ohne weiteres lehrte und sich auch sonst sehr nach dem Alten Testament einrichtete und nicht da, wo sich diese Ideen als ein fremdes Element festsetzten.

95.

Eine gerechte Beurteilung der Sachlage wird die traurigen Vorgänge zu Münster daher dem eigentlichen Täufertum nicht aufbürden. Dasselbe ist weit weniger dafür verantwortlich zu halten als die lutherische Kirche z. B. für den in ihr blühenden Hexenwahn. Die Täufer in Münster trugen nur diesen Namen; von den eigentlichen Grundsätzen dieser Richtung waren sie weit abgekommen. Die süddeutschen, Schweizer- und mährischen Täufer waren an der ganzen Bewegung gar nicht beteiligt und auch die sogenannten „stillen Täufer" in den Niederlanden blieben derselben fern. „Was Luther und Zwingli begonnen haben," sagte Rothmann, „das führen Jan Matthys u. s. w. weiter aus." Richtig sagt Keller: „Die herrschenden Parteien jener Tage hatten die armen Täufer so lange mit Feuer und Schwerdt verfolgt, bis sich aus deren Mitte eine Anzahl verzweifelter Fanatiker aussonderte, welche den Boden ihrer Richtung verließen und ihre Feinde nach den Grundsätzen angriffen, nach welchen sie selbst maaßlos verfolgt wurden." Sie handelten nur konsequent, wenn sie alle nicht mit ihnen gehenden Anabaptisten verdammten. Die anderen „stillen Täufer" dagegen passierten den Beschluß, keinen als Bruder anerkennen zu wollen, welcher in Münster die Taufe empfangen hatte.

Trotzdem hat man allgemein alle diejenigen, welche den Namen „Täufer" trugen, mit der Schmach der Münsterschen Rotte belastet. Es paßte so den Behörden, ihre Intoleranz gegen diese stillen, wehrlosen Christen zu rechtfertigen. Und wo sie gelinde behandelt wurden, da fühlte sich die lutherische und reformierte Geistlichkeit berufen, immer wieder auf die „schlimme Abstammung" dieser „Sekte" aufmerksam zu machen. Man nahm den Standpunkt ein, daß in jedem Täufer ein verkappter Münsterscher Rottierer stecke. (So Möhler.) Ganz natürlich aber ist es, daß

die Täufergemeinden, als die gehaßten und geschmähten, zunächst zu keiner weitern Ausgestaltung ihrer Grundsätze kommen konnten.

96.

Die stillen Täufer hatten in diesen Jahren schwere Kämpfe durchzumachen. Es wurde ihnen nicht leicht, an Christi Wort festzuhalten: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt." Namentlich am Anfang der schief gehenden Strömung unter Hofmann wußten sie sich oft nicht zu raten. So vollständig beherrschte dieser für einige Zeit die Gemeinden, daß fast alle Prediger von ihm oder seinen Aposteln die Ordination empfingen. Auch Jan Matthys hatte anfangs bei den stillen Täufern einiges Ansehen; bald aber wollten alle richtig Gegründeten nichts von ihm wissen. Unter diesen waren die Gebrüder Philipps in Westfriesland hervorragend. Obbe Philipps war von einem Apostel des Jan Matthys getauft und ordiniert worden, und er hat dann seinen Bruder Dirk Philipps und David Joris und auch Menno Simons zu Ältesten eingesetzt. Obbe Philipps sagt selbst: „Gott weiß es, daß mein Brnder Dirk und ich immer dagegen gezeugt haben, daß man das Reich Gottes mit Gewalt bauen wollte. Aber wir wußten oft gar nicht, wie wir uns verhalten sollten. Die ganze Welt verfolgte uns mit Feuer und Schwerdt. Und unsere falschen Brüder, die Anhänger des Matthys, schwuren uns auch den Tod, nachdem sie erkannt hatten, daß wir ihre Art nicht billigten. Keiner unserer Führer nahm sich unserer an, und wir selbst waren im Wort nur schlecht zuhause." Auf allen Seiten waren die stillen Täufer mit den andern verwandt. Viele von diesen waren längere Zeit ihre treuen Brüder gewesen, und nun gingen sie so schlimme Irrwege; das brachte für die stillen Täufer eine schwere Zeit der Sichtung.

Es muß aber ihre Zahl weit größer gewesen sein, als das während der tiefgehenden Münsterschen Bewegung äußerlich geschienen hat. Es findet sich hier bei den großen Gemeinden nach dem Jahre 1535 keine Spur von Neigung zu bewaffneter Gegenwehr. Somit scheinen die Melchioriten viele mit sich gerissen zu haben, die nur erst sehr äußerlich oder noch gar nicht zum Täufertum gehörten.

97.

Die Synode zu Bocholt. Im Jahre 1536 hielten die stillen Täufer mit den andern zu Bocholt in Westfalen eine Synode ab, auf der sie sich beiderseitig auseinander setzten. Es macht den stillen Täufern nur Ehre, daß sie den Versuch wagten, die Verirrten zu gewinnen. Von ihrer Seite waren hier die Gesandten der Gebrüder Philipps die bedeutendsten Delegaten. Jedenfalls war aber ihr Standpunkt daheim mit den andern Dienern am Wort sehr bestimmt festgestellt worden. Und auch Menno Simons Ansicht wird schon sehr beachtet worden sein. Man hatte durch die traurigen Erfahrungen erkennen gelernt, daß eine gewisse, gemeinsame Organisation der Gemeinden zu einem kirchlichen Körper unbedingt notwendig sei, um einer zügellosen Lehrfreiheit vorzubeugen. Leider aber gestaltete sich dieser Zusammenschluß der Gemeinden in etwas hochkirchlicher Weise. Es scheint, daß nur die Ältesten die Beratungen über die gemeinsamen dogmatischen und ethischen Punkte geführt haben, und daß ihre Beschlüsse für die Gemeinden verflichtenden Charakter gehabt haben. Eine solche Einrichtung entspricht aber nicht— nach Apostelgeschichte 15, 22 —einer allseitigen Ausprägung des apostolischen Gemeinde-Christentums.

98.

Die Träger der irrtümlichen Richtung waren auf dieser Synode Johann Dietrich Battenburg und David Joris. **Battenburg** war Bürgermeister zu Steenwich gewesen und

versuchte um 1536 in Holland und Brabant seine zersprengten Gesinnungsgenossen um sich zu sammeln. Er war noch jetzt der Ansicht, daß die Zeit der Erlösung der Gläubigen von der Welt gekommen sei und daß diese berechtigt seien, die Waffen zu nehmen und die Gottlosen zu vertilgen. Er schaute nur nach einer günstigen Gelegenheit aus, um so eine Ansicht auszuführen.

David Joris stammte aus Delft, wo er mit Rutenschlägen verjagt worden war. Seine Mutter starb des Märtyrertodes. Auf beides bildete er sich viel ein. Er beanspruchte auch, ein Prophet zu sein. Er erklärte Battenburgs Lehren nicht für unrichtig, meinte aber, daß sie jetzt noch nicht ausführbar seien. Damit wollte er seine Genossen für sich gewinnen. Battenburg aber hieß ihn einen Absalom, der nur die Brüder an sich zu ziehen suche, um zu einer leitenden Stellung zu gelangen.

Die Verhandlungen zu Bocholt nahmen einen scharfen Verlauf. Die Vertreter der stillen Täufer erklärten sehr entschieden, daß die Waffen des Christentums nur geistige seien, und daß Christi Reich jetzt keine sichtbare, politische Gestalt tragen dürfe. Dagegen traten die andern auf, und so kam man scharf aneinander. Die Battenburger und Joristen erklärten die andern für treulose Brüder und Niederträchtige, während diese ihre Gegner als Rebellen, Unsinnige und Schwärmer verurteilten, die Christi Geist nicht hätten; denn auch was die Battenburger und Joristen über die Inspiration, Polygamie u. a. m. lehrten, war überspanntes Zeug.

David Joris ging nach Delft zurück und gewann noch einen gewissen Anhang. Bald jedoch vertrieb ihn die Regierung. Nach mancherlei Irrfahrten kam er 1546 nach Basel, wo er unter einem fremden Namen still lebte und 1556 starb. Natürlich schmolzen seine Anhänger im Norden schnell zusammen. Die meisten kamen zur Besinnung und

schlossen sich den stillen Täufern an. Unter diesen gelangte Menno Simons nach 1536 zu solchem Ansehen, daß man seine Gesinnungsgenossen schon im Jahre 1544 „Mennoniten“ nannte. **Die Münsterschen Wirren haben also das niederländische Täufertum veranlaßt, eine gewisse Dogmenbildung und eine gemeinsame kirchliche Verfassung in Fluß zu bringen.**

XII. Menno Simons, — sein Wirken und seine Lehren.

99.

Römischer Priester. Inmitten der Wirren und Angriffe, welche durch die Vorgänge in Münster über die Täufer in den Niederlanden herein brachen, schloß sich ihnen der Mann an, welcher für sie eine epochemachende Bedeutung gewinnen sollte. Menno Simons wurde um 1492 zu **Witmarsum** in Westfriesland geboren. Obgleich eines Bauern Sohn, muß er doch Gelegenheit gehabt haben, sich eine für die damaligen Verhältnisse nicht geringe Bildung anzueignen. Er widmete sich dem geistlichen Stande. In seinem 28. Jahre begab er sich, wie er sagt, in den Dienst der Pfaffen, — in dem Dorfe Pingjum, nicht weit von seinem Heimatsorte gelegen. Er verlebte hier seine Zeit mit noch einem andern Kaplan und einem Vorgesetzten in Gleichgiltigkeit und tollem Treiben. Die Bibel las er nicht, aus Furcht, verführt zu werden. Seine priesterlichen Funktionen vollzog er in mechanischer Weise. Während der Messe plagten ihn jedoch oft Zweifel daran, ob die Hostie auch wirklich den Leib und das Blut des Herrn enthalte. Er hielt solche Gedanken für Eingebungen des Teufels und kämpfte dagegen. Weil aber seine Kollegen an einem Gespräch über geistliche Dinge keinen Genuß fanden, so machte er sich in der Stille doch an das Lesen der heiligen Schrift und Luthers Werken, und wie Sterne am dunkeln Nachthimmel gingen ihm die evangelischen Wahrheiten auf und er erkannte, wie weit sich die Kirche von ihrem apostolischen Grunde entfernt habe. Im J. 1531 versetzte ihn die Nachricht von der Hinrichtung eines Sieke Freerks, eines Schneiders zu Leeuwarden, in nicht geringe Aufre-

gung, indem er hörte, derselbe sei getödtet worden, weil er sich noch einmal habe taufen lassen. Menno Simons forschte nun nach dem biblischen Grund der Kindertaufe, konnte aber keinen finden und auch sein Vorgesetzter gab zu, daß sich für diese Praxis kein direkter Schriftbeweis erbringen lasse. Nun suchte er bei menschlichen Autoritäten nach Begründung derselben. Römische Gelehrte sagten ihm, daß durch die Taufe die Erbsünde abgewaschen werde. Das sprach ihm wider Christi Blut. Luther meinte, die Kinder müßten auf ihren eigenen Glauben getauft werden; Bullinger lehrte wie Zwingli, daß die Kindertaufe ihr Vorbild in der Beschneidung habe; Butzer dagegen, daß die Taufe eine christliche Erziehung bezwecke. Menno Simons konnte sich bei diesen Erklärungen nicht beruhigen. „Ich sah," sagt er, „daß wir in diesem Stück betrogen sind."

100.

Seine Bekehrung. Seine Untersuchungen müssen jedoch vorwiegend verstandesmäßiger Art gewesen sein; denn er konnte es noch über sich gewinnen, sich als Priester nach Witmarsum versetzen zu lassen. Er klagt sich später dahin an, daß er dieses nur aus Gewinn- und Ehrsucht gethan habe. Er sagt: „In Witmarsum habe ich viel ohne Geist und Liebe über das Wort des Herrn gesprochen, wie alle Heuchler thun und habe dabei in einem unreinen, fleischlichen Leben nichts als Genuß und Menschengunst gesucht, wie gemeiniglich alle thun, welche auf demselben, gleichen Schiff fahren." Er galt für einen biblischen Prediger und war jedenfalls lange mit seiner Erkenntnis seiner Kirche weit voraus. Aber ein Bruch mit derselben schloß ja damals Todesgefahr in sich und auch sein zäher Charakter als Friese ließ ihn nicht leicht zu einer so radikalen Wendung in seinem Leben kommen.

Um jene Zeit zeigten sich in jener Gegend auch die Apostel und Anhänger des Jan Matthys und Johann v. Leyden und zogen viele in das Netz ihrer Irrtümer hinein. Menno hatte mit ihnen lange Debatten und galt für einen, der ihnen den Mund fein stopfen konnte. Er schrieb sogar eine Schrift gegen sie i. J. 1535. Er warnte in derselben vor den verderblichen Sekten, „welche vergessen hätten, daß sie auf das Kreuz getauft seien und daß ein Christ kein Schwerdt führen dürfe.“ Aber man hörte nicht auf ihn. Viele suchten auch von hier nach Münster zu entkommen und als ihnen die Regierung den Weg verlegte, setzten sich an 300 in einem alten Kloster fest und verteidigten sich mit den Waffen. Sie wurden jedoch bald überwältigt und niedergemacht. Unter ihnen befand sich Mennos eigener Bruder Peter Simons.

Auf Menno Simons machte dieses traurige Ereignis einen tiefen Eindruck. Er konnte den Vorwurf nicht los werden, daß diese Verirrten mehr auf seinen Rat gegeben hätten, wenn er nicht römischer Priester gewesen wäre. In vielen Punkten stimmte er ja mit ihnen. Und sie waren für ihre Überzeugungen in den Tod gegangen; er aber stand noch im Dienst der römischen Kirche, im Gegensatz zu seiner Erkenntnis. Unter heißen Kämpfen erfolgte sein Austritt aus dem Papsttum am 12. Januar 1536. Obbe Philipps taufte ihn. Daß er sich der damals so maßlos geschmähten und verleumdeten Täufergemeinschaft anschloß, legt Beweis davon ab, daß er von der biblischen Richtigkeit ihrer Grundsätze tief überzeugt gewesen sein muß.

101.

Zunächst wirkte Menno Simons nun sieben Jahre in Westfriesland als Prediger und Ältester der dortigen Täufergemeinden. Nur nach schweren innern Kämpfen hatte er sich dazu verstehen können, den Dienst am Wort zu

übernehmen. Er hatte sich eben nach seiner Taufe ins stille Privatleben zurückgezogen und sich da mit dem Studium der heiligen Schrift beschäftigt. Aber man stellte ihm vor, wie sehr die Gemeinden eines richtig gegründeten Führers bedürften und so folgte er dem Rufe derselben und ließ sich 1537 zu **Groningen** von **Obbe Philipps** ordinieren und begann damit eine Wirksamkeit, reich an Entbehrungen und Gefahren, aber auch reich an Segen. Im Jahre 1540 verheiratete er sich mit einer gewissen Gertrud. Von Groningen aus machte er seine Reisen durch ganz Westfriesland bis nach Amsterdam, überall die Gemeinden ordnend, die Angriffe der Battenburger und Joristen zurückweisend und einen innern und äußern Zusammenschluß der Gemeinden bewirkend. Das war eine mühereiche Thätigkeit. Die Täufer waren ja dem Tode verfallen; mithin mußten sie ihre Versammlungen in größter Stille abhalten; — also oft zur Nachtzeit — bald in Scheunen, bald hinter Gebüschen, bald am Seegestade sich versammeln, was in dem nassen und kalten Holland manche Strapatzen in sich schloß. Aber in allen solchen Lagen erscheint Menno als ein sehr mutiger und beherzter Mann. Er stellte sein Wirken auch nicht ein, als die Regierung auf ihn speziell zu fahnden begann. Auf jeden Täuferprediger stand damals ein Kopfpreis von 12 Gulden, für ihn bot man bald 100 Gulden und in Leeuwarden wurde ein Mann, Thard Reinards, bloß deshalb aufs Rad geflochten, weil er Menno Simons beherbergt hatte. Somit mußte er stets auf das Schlimmste gefaßt sein. Es existieren eine Reihe von Geschichten, welche sein Gottvertrauen und seine Geistesgegenwart bekunden. So trat er eines Tages in ein Kloster, an dessen Thor das Plakat gegen ihn angeheftet war, und hielt dem Prior desselben offen und kühn die römischen Irrtümer vor, — und bald darauf legte dieser sein Amt nieder. Ein an-

dermal wollte ihn ein falscher Bruder der Regierung in die Hände liefern und hatte seinen Kopf darauf zum Pfande gesetzt. Und richtig — Menno kommt zur bezeichneten Stelle auf einem Kahne gefahren. Als er aber aussteigt, vermag der Verräter kein Wort zu sagen; denn seine Zunge war ihm gebunden, wie er nachher bekannte. So entkam Menno, während der treulose Judas sein Geschick mit seinem Leben bezahlen mußte. Menno Simons hatte die Freude zu sehen, daß sich nach und nach alle aufrichtigen Täufer dieser Gegend seinen soliden Anschauungen anschlossen. In mehreren Schriften erklärte er den Außenstehenden den scharfen Unterschied zwischen seinen Genossen und den Münsterschen. Seine ganze Wirksamkeit muß sehr von sich reden gemacht haben; denn schon um **1544** nannte man hier die Täufer nach seinem Namen **Mennoniten** oder **Mennisten**, um damit ihren Unterschied von den Melchioriten, Battenburgern und Joristen zu bezeichnen.

In Emden und Köln. Im Jahre 1542 erschien in Westfriesland ein so scharfes Edikt gegen ihn, daß er sich veranlaßt fand zu fliehen. Er ging nach Emden in Ostfriesland, das damals bei den Täufern den Ruf hatte, eine Herberge der Kinder Gottes zu sein. Hier regierte um diese Zeit die Gräfin Anna, die Wittwe des Grafen Eno II. Sie huldigte der reformierten Lehre und hatte den aus Polen eingewanderten Edelmann **Johann a Lasko** beauftragt, die kirchlichen Verhältnisse ihres Landes nach reformiertem Ritus einzurichten. Johann a Lasko war hochherziger Gesinnung und erkannte bald den großen Unterschied zwischen den „stillen Täufern"und den andern, schwärmerisch gearteten. Die ersteren hieß man hier auch Flaminger, weil viele von ihnen aus Flandern eingewandert waren, oder auch Dirkisten, nach Dirk Philipps, dem Ältesten der Gemeinde zu Emden. Neben diesem wirkte noch Leendert Bou-

wens an derselben. Beiden trat nun noch Menno Simons zur Seite. Ihr Wirken förderte das Wachstum der Gemeinde derart, daß a Lasko samt den reformierten Predigern um ihr eigenes Werk besorgt wurden. Somit kam es zwischen beiden Teilen zu einem Religionsgespräch im Januar 1543, auf welchem Menno Simons mit Johann a Lasko über die Menschwerdung Christi, Erbsünde, Taufe und die Berufung der Prediger disputierte. Bei manchem Gemeinsamen gingen die Ansichten über diese Punkte weit auseinander. Man schied jedoch im Frieden und Menno erhielt den Auftrag, seine speziellen Ansichten noch in einer Schrift besonders darzulegen. Weil er sich in derselben aber einiger recht scharfer Ausdrücke gegen die nach seiner Auffassung ganz weltlich lebenden reformierten Geistlichen bediente, so stand a Lasko ihm von da an fast feindlich gegenüber, schützte wohl auch weiterhin noch dieselben Täufer, aber nicht mehr deren vornehmsten Lehrer. Somit sah sich Menno genötigt, im folgenden Jahre Ostfriesland zu verlassen. Er wandte sich nach **Köln**, wo sich damals unter dem Regiment des Kurfürsten Hermann von Wied viele Täufer sammelten. Somit fand er hier einen reichen Wirkungskreis. Viele seiner Genossen wurden durch ihn innerlich gefestigt. Menno stieß hier ja auf die überspannten Ideen eines Johannes Campanus. Die bekämpfte er mit seiner gesunden Theologie. Aber lange durfte er auch hier nicht weilen. Eine von a Lasko gegen ihn gerichtete Schrift machte die Behörden auf ihn aufmerksam und als sich hier 1546 wieder der strenge Romanismus festsetzte, da mußte auch er fliehen. Bitter beklagte er sich in einem an a Lasko gerichteten Schreiben, daß er nirgends für sich und seine Frau Gertrud und seine kleinen Kinder auch nur eine kleine Kammer erlangen könne, um in derselben ein Jahr oder ein halbes Jahr zu wohnen.

103.

In Wismar. Nach längerem Umherirren, worüber sich keine genauen Angaben finden, fand Menno in Wismar für einige Jahre einen festen Wohnsitz. Von hier aus machte er weite Reisen bis nach Livland hinauf. Somit wurde die Ostseeküste sein letztes Arbeitsfeld. Er durchwanderte jene weiten Strecken und verhalf namentlich den in Ost- und Westpreußen angesiedelten Täufern zu festen kirchlichen Einrichtungen. Er hat bei ihnen die Jugend getauft, das Abendmahl ausgeteilt und die ersten Prediger ordiniert. Unter seinen Schriften findet sich auch ein Brief an die Gemeinden in Preußen vom J. 1549. In Wismar selbst scheint seine Gemeinde nur klein gewesen zu sein; zudem mußte sie sich in größter Stille bauen, um nicht ein Gegenstand öffentlicher Aufmerksamkeit zu werden. Seine Frau scheint Menno hier bald durch den Tod verloren zu haben. Ein wie praktisches Christentum er und seine Gemeinde zu üben sich bemühten, zeigt folgender Vorfall. Im Dezember d. J. 1553 langte ein Schiff mit 1750 aus England vertriebenen reformierten Flüchtlingen vor Wismar an und blieb am Ufer im Eise stecken. Zu ihnen gehörten auch die Kinder des Johann a Lasko, der aus Emden nach England hatte flüchten müssen, dort aber auch keinen festen Wohnsitz finden konnte. Das Schiff war zuerst nach Dänemark verschlagen worden, weil jedoch die Insassen desselben keine Lutheraner waren, so hatte man seine Landung nicht gestattet. Dieselbe Gesinnung zeigte das lutherische Wismar gegen die Unglücklichen. Da aber nahm sich Menno und seine Gemeinde der Bedrängten an, gaben ihnen Obdach, Kleider und Nahrung, bis sie wieder weiterziehen konnten. Leider fiel diese edle That auf keinen edlen Boden. Die Reformierten brannten vor Begierde, Menno Simons in einer Disputation zu besiegen, und da sich ihr Prediger Hermes dazu nicht stark genug fühlte, so ließ man den Mycronius aus Emden kom-

men, mit welchem Menno über verschiedene Lehrpunkte, namentlich aber über die Menschwerdung Christi disputierte. Auf beiden Seiten findet sich da viel menschlicher Parteisinn und wenig Betonung des Gemeinsamen. Mit Mycronius und seinem Kollegen Gellius Faber geriet aber Menno nun noch in eine scharfe litterarische Fehde, in der auf beiden Seiten viel Liebloses zu Tage trat. Menno erblickte in dem fachmäßigen Predigerstand eine Verirrung und drückte sich daher sehr schneidig über seine Gegner aus. Der ganze Handel trug aber wohl dazu bei, daß die Regierung genauer Notiz von ihm und den Seinen nahm und in einem Edikt des Jahres 1554 ihre Ausweisung verfügte.

104.

Kirchliche Kämpfe. Aber nicht nur mit Außenstehenden, sondern auch mit Gliedern der eigenen Gemeinschaft, ja mit ganzen Gemeinden derselben hatte Menno Simons tiefgehende Debatten zu führen. Die freie Stellung der Täufer ließ leicht irrige Ansichten bei dem einen oder andern heimisch werden. Sehr entschieden trat aber Menno Simons, Dirk Philipps und andere Mitarbeiter, wie Gillis v. Aachen und Leendert Bouwens, die sich ihnen anschlossen, gegen irrende Diener am Wort auf und veranlaßten und vollzogen deren Ausschluß aus der Gemeinschaft. Menno unterzog sich zu diesem Zweck mancher Reise. So finden wir ihn im Jahre 1547 wieder auf kurze Zeit in Emden, wo über zwei Amtsbrüder, Adam Pastor und Franz Cuyper, verhandelt wurde, weil sie inbetreff der Lehre von der Dreieinigkeit Gottes Irrlehren vorgetragen hatten. Obbe Philipps war schon vorher wieder zur römischen Kirche zurückgekehrt. Eine der wichtigsten der Verhandlungen auf dieser Konferenz bildete die Frage nach der Anwendung des Bannes in der Gemeindezucht. Auch die nun folgenden Schriften Mennos beschäftigten sich mit diesem Punkt. Und auch in den Gemeinden wurde eingehend darüber verhandelt. Menno

war zuerst lange der Ansicht, daß der **Bann** nur nach einer vorhergehenden dreimaligen Ermahnung zu verhängen sei. Schwere Sündenfälle in den Gemeinden belehrten ihn jedoch dahin, daß dies bei Sünden krimineller Art unzulässig sei, und daß ein eigentliches Verbrechen den Betreffenden sofort aus der Gemeinde ausschließe. Dieser Ansicht schlossen sich seine Mitarbeiter an, nicht aber alle Gemeinden. Eine zweite Schwierigkeit entstand durch die Frage, ob sich der Bann auch auf das eheliche Leben zu erstrecken habe, — also ob ein gebannter Gatte von dem andern zu meiden sei. Menno Simons antwortete: „Ja, aber mit Schonung des Gewissens.“ Zuletzt kam man noch zu der Frage, was die Gemeinde mit einem solchen thun müsse, der den gebannten Gatten nicht meiden wollte. Und an dieser Frage entzweiten sich schließlich Prediger und Gemeinden. Daß man mit dem Versuch, bezüglich solcher Punkte bindende Regeln festzusetzen, dem offenen Rabbinismus entgegentrieb, scheint man nicht gesehen zu haben.

105.

Auf einer **Konferenz zu Wismar** i. J. 1554 wurde von Menno Simons, Dirk Philipps, Gillis v. Aachen, Leendert Bouwens und noch drei andern Ältesten über die Fragen bezüglich des Bannes und anderer Punkte im Gemeindeleben verhandelt und man einigte sich auf neun Beschlüsse. In diesen heißt es kurz: 1. Wer außerhalb der Gemeinde heiratet, soll so lange von der Gemeinde ausgeschlossen sein, bis er Beweise von einem ferneren rechtschaffenen Wandel gegeben hat. 2. Mit Abgefallenen darf man nur im Notfall Handel treiben. 3. Ehegatten sollen sich, wenn einer von ihnen ärgerlich lebt, meiden, doch mit Schonung des Gewissens. 4. Verharrt ein abgefallener Ehegatte in seinem bösen Wandel, so soll sich der unschuldige Teil von ihm trennen und sich auch wieder verheiraten dürfen.

5. Scheidet sich ein Ehegatte von einem andern des Glaubens wegen, so soll der Teil, welcher bei der Gemeinde bleibt, sich nur dann wieder verheiraten dürfen, wenn sich der andere Gatte verheiratet hat. 6. Kinder, die Gemeindeglieder sind, sollen sich nicht ohne Erlaubnis ihrer Eltern verheiraten, wenn diese auch zur Gemeinde gehören, ja sie auch dann fragen, wenn dies nicht der Fall ist. Heimlichen Verlobungen soll gewehrt werden. Eltern aber sollen den Kindern deren Rechte nicht nehmen. 7. Rechte Schuld einzufordern, ist erlaubt; doch darf dabei nichts Ungöttliches vorkommen. 8. Einen Stock oder Rapier zu tragen nach Landessitte, ist kein Unrecht; doch soll man nicht Kriegswaffen zeigen, auch nicht auf Befehl der Obrigkeit, — es sei denn den unbewehrten Kriegsknechten. 9. Niemand darf aus eigenem Antrieb als Lehrer oder Vermahner in der Gemeinde auftreten, sondern nur von der Gemeinde dazu gewählt und von den Ältesten eingesetzt sein.

Der Ernst des Strebens, die Gemeinden rein und ohne Makel zu erhalten, muß hier imponieren. Andrerseits ist aber zu erwägen 1. daß eine Vertretung der Gemeinden fehlte; 2. daß die Forderungen in einigen Punkten sehr die kirchlichen Linien zu bürgerlichen Gesetzen machten, was gegen die eigentlichen Grundsätze des Täufertums geht, und daß 3. die eine und andere Sache (s. Punkt 4 und 5) endgiltig festgestellt wurde, betreffs welcher weiteres Forschen in der Schrift die Gemeinden zu andern Anschauungen führen mußten.

106.

Die Bannstreitigkeiten führten im Jahre 1557 zu einem Schisma in der mennonitischen Gemeinschaft. Es war ganz natürlich, daß die Wismarer Beschlüsse in allen Gemeinden lebhaft besprochen wurden, und daß man dafür und dagegen auftrat. Auch die süddeutschen Gemeinden, bei denen Menno durch seine Schriften ein bedeutendes An-

sehen erlangt hatte, nahmen Notiz davon, fanden aber den Punkt von der ehelichen Meidung zu scharf. Man war hier überhaupt extremen Ansichten abgeneigt. Auf einer i. J. 1555 in **Straßburg** abgehaltenen Konferenz erklärten sie sich z. B. über die Lehre von der Menschwerdung Christi dahin, daß man hierüber auch nicht mehr zu wissen beanspruchen solle, als Gott uns offenbart habe. Im nächsten Jahre kamen in derselben Stadt an 50 Älteste und Prediger aus Süddeutschland, Mähren und der Schweiz zusammen, um namentlich ihre Stellung zu den Wismarer Beschlüssen zu bestimmen. Diese Synode richtete einen Brief an Menno, in welchem sie sagte, daß bei Beachtung der Wismarer Beschlüsse die Landesgebräuche in Betrachtung gezogen werden müßten, und daß bezüglich der ehelichen Meidung es ja nicht übersehen werden dürfe, daß das Gebot der Ehe über das Gebot des Bannes gehe. Zu gleicher Zeit sandte sie zwei Delegaten, **Zylis** und **Lemke**, ab, um mit Menno und den Brüdern im Norden zu verhandeln. Leider waren dies wankelmütige, unzuverlässige Männer, welche die Beziehungen der süddeutschen Gemeinden zu Menno lockerten, anstatt sie zu befestigen.

Zu einer Zuspitzung der ganzen Sache kam es in Emden, wo eine Frau, Swane Rütgers, ihren gebannten Gatten nicht meiden wollte. Leendert Bouwens, der Älteste der Gemeinde, drang auf ihren Ausschluß aus der Gemeinde und setzte ihn schließlich durch i. J. 1557. Damit stimmte ein großer Teil der Gemeinde nicht, und diesem schlossen sich die Franecker Brüder und die sogenannten Waterländer an. Auch Menno Simons riet zur Milde, machte sogar noch eine Reise in diese Gegend, — aber vergebens. Ein friedliches Übereinkommen ließ sich nicht mehr erreichen. Bouwens sprach über seine Gegner den Bann aus, und so trennten sich die Gemein-

den i. J. 1557 in zwei Teile. Im allgemeinen stand Menno auf seiner Seite, ja, als die süddeutschen Brüder weitere Verbindungen mit Zylis und Lemke aufrecht erhielten, da kündigte er auch ihnen die Bruderschaft auf.

107.

Menno Simons Lebensabend wurde durch diese Vorfälle sehr getrübt. Er verlebte seine letzten Jahre nicht in Wismar, sondern im Holsteinischen zu Oldeslo, zwischen Hamburg und Lübeck, auf dem Gute eines Grafen von Fresenburg. Dieser hatte ihm und andern seiner Brüder ein Stück Land überlassen, das den Namen „wüstes Feld“ trug. Darauf legten sie das Dorf „Wüstenfelde“ an, und auch Menno bewohnte hier sein eigenes Haus. Er hatte in demselben eine eigene Druckerei eingerichtet. Zwei erwachsene Töchter besorgten ihm den Haushalt. In seinen letzten Jahren litt er an einem Beinschaden, und daher trugen seine Briefe die Unterschrift: „Menno, der Krüppel.“ Äußerlich muß es ihm recht dürftig ergangen sein. Er erhielt einige Unterstützung aus Westfriesland, und in einem Briefe an seinen Schwager Rein bittet er um die Zusendung der 60 Gulden; denn, sagt er, die Schlachtenszeit ist da, und ich habe nichts zu kaufen.

Weit schwerer jedoch als seine Armut drückte ihn das Zerwürfnis in der Gemeinschaft. Der Dienst an den Gemeinden war seine ganze Passion, und ihre äußere Uniformität bildete nach seiner Auffassung eine wesentliche Bedingung ihres Bestandes. Als das Schisma eingetreten war, da sagte er: „Meine Traurigkeit darüber wurde mir so bitter wie der Tod; ich wußte vor großem Schmerze nicht, wie ich's machen sollte. Ja, wenn mich der gnädige Odem des Allerhöchsten nicht bewahrt hätte, so sollte ich damals wohl leicht Schiffbruch meiner Sinne

erlitten haben.“ Wahrscheinlich hing aber mit diesem Kummer auch eine große Empfindlichkeit zusammen, wovon seine letzte Schrift gegen die Beschuldigungen des Zylis und Lemke Zeugnis ablegt. Dieselbe erschien erst nach seinem Tode.

Am 13. Januar 1559 durfte er heimgehen. Da der 30jährige Krieg seine Wohnstätte verwüstet hat, so weiß heute niemand, wo seine Gebeine ruhen. Aber zu Witmarsum hat man ihm im Jahre 1877 einen Denkstein gesetzt, auf dem auch sein Wahlspruch eingegraben ist: „Einen andern Grund kann niemand legen — außer dem, welcher gelegt ist, — nämlich — Jesus Christus.“

108.

Menno Simons wichtigste Unterscheidungslehren finden sich in seinen Schriften, die ja einen stattlichen Band bilden. Originale Ansichten hat er nicht entwickelt, da er sich ja einer schon bestehenden Richtung anschloß. Als Protestant stand er den Reformierten am nächsten, huldigte aber keiner wissenschaftlichen Dogmenbildung. Daher redete er in der Lehre von der Dreinigkeit nicht von Personen, sondern von Wesenheiten. Das Wort Gottes ist ihm Quelle und Norm aller Erkenntnis. Weiteren Offenbarungen in der Art von Gesichten, Träumen u. s. w., steht er mißtrauisch gegenüber. Der Glaube ist ihm die Bedingung der Rechtfertigung; seine notwendige Frucht die Heiligung. Bekehrung und Wiedergeburt knüpfen auch bei ihm an einem dem gefallenen Menschen noch verbliebenen göttlichen Keim an, so daß er sich gegen Luther und Calvin stellte. Sonst noch weicht er von den anderen Reformatoren ab in seiner Lehre von der Menschwerdung Christi, der Taufe, dem Abendmahl, dem Dienst der Prediger, dem Eidschwur, dem Bann und der Obrigkeit. **Ueber die Menschwerdung Christi** lehrte Menno im Anschluß an Hofmanns Aussagen über diesen

Punkt. Also sollte Christus von dem Mutterleibe der Maria nichts empfangen haben. Adam Pastor hielt ihm entgegen: „Wie kann jemand von einer Mutter geboren werden, ohne von ihr etwas zu empfangen?“ Menno aber glaubte, nur bei seiner Auffassung die volle Sündlosigkeit des Herrn festhalten zu können. Wer weiter gehen will, sagte er, der wird sich verirren; darum ist es besser, solche unergründliche Tiefen zu lassen und nicht mit dem plumpen Verstand in den Himmel zu fahren.

In der Taufe schloß er sich ganz seiner Richtung an, drückte sich aber über die Kindertaufe viel schärfer aus, als es wohl nötig gewesen wäre, und richtig war. Er setzte sie der Glockentaufe gleich, sagte, sie stamme aus dem Drachen und Tier und sei darum vor Gott verflucht und verdammt. Die Kinder, meinte er, würden selig, weil sie unter dem Rathschluß Gottes standen. Ihm ist die Taufe das Zeichen und Zeugnis einer inneren Erneuerung. Sie folgt aus dem Glauben und da dieser ein Stück freier Entscheidung des Menschen ist, so darf sie nur an Erwachsenen geübt werden. Soweit sich die Sache nachforschen läßt, hat Menno die Taufe nur in der Form der Begießung geübt.

In der Lehre vom Abendmahl stand Menno den Reformierten am nächsten, mit schärfster Abweisung der römischen Brotverwandlungslehre. Er sagt, es ist das Abendmahl 1. ein ermahnendes Zeichen und Gedächtnis davon, daß uns der Sohn Gottes aus dem Reiche des Todes erlöst hat; 2. wird uns darin die Liebe Gottes und des Heilandes vorgestellt; 3. wird uns in demselben die christliche Einigkeit und Liebe vorgebildet, das Brot aus vielen Körnern gebacken, ist ein Symbol der Gemeinde; 4. haben wir im Abendmahl eine Gemeinschaft des Leibes und Blutes Christi, daher soll nur der es genießen, welcher Christi teilhaftig geworden ist. Menno warnt vor Grübeln

und Fehden über dieses Geheimnis. Von einer Übung der Fußwaschung in Verbindung mit dieser Feier findet sich nichts bei ihm.

Ueber den Dienst der Prediger finden sich bei ihm sehr klare Bestimmungen. Hinsichtlich der Berufung derselben unterscheidet er zwei Wege: — einen auf unmittelbarer Anregung von oben, den andern mittelbar durch die Gemeinde. In beiden Fällen aber soll die Gemeinde prüfen und entscheiden. Von einer wissenschaftlichen Vorbereitung für dieses Amt hat er abgesehen, jedenfalls weil er so viel Mißbrauch der Gelehrsamkeit bei den Prädikanten fand, — aber auch ohne zu erwägen, wie viel er selbst an Tüchtigkeit für seinen Dienst an den Gemeinden durch seine Heranbildung für den Priesterstand gewonnen hatte. Auch eine feste Besoldung fand er nicht für richtig, sondern nur eine entsprechende Unterstützung. Im ganzen sollte der Prediger nur „Liefdepreeker" sein, eine Meinung, welche in ihrer einseitigen Ausführung das klare Wort Christi gegen sich hat.

Den Eidschwur erklärte Menno für durchaus schriftwidrig. Auf die betreffenden Worte des Herrn und des Jakobus verweisend, sagte er: „Vor diesen Worten müssen alle menschlichen Bestimmungen bezüglich des Schwörens zu nichte werden."

Ueber den Bann hat er mehrere Abhandlungen verfaßt. Er hat sehr hoch davon gehalten, ja er nennt ihn „das Kleinod der Kirche." Er sagt: „Eine Gemeinde ohne Bann ist wie eine Stadt ohne Thore, wie ein Weinberg ohne Zäune." Er schloß sich in diesem Lehrstück ganz an das Alte Testament an und kam so bis zu einer förmlichen Kasuistik auf diesem Gebiet, so daß er wenigstens theoretisch, die eheliche Meidung für richtig hielt. Der Bann ist ihm der Ausschluß von Christi und der Gemeinde. Aber diese Erwägung hat ihn auch zu seinen milden For-

derungen geführt. „Nicht schwache Glieder schneidet man ab," sagte er, „sondern verdorbene. Ist Buße vorhanden, wie kann da der Bann gefällt werden? Zur Besserung ist er gegeben und nicht zum Verderben. O wenn alle mit mir eines Sinnes wären, wie sorgfältig würde man dann in diesem Stück verfahren! Aber nun will jeder seinem Kopfe folgen und meint, daß es der Geist der Schrift sei. Wenn Buße vorhanden ist, was soll dann noch der Bann! Wenn jemand seine Schuld öffentlich bekennt und beweint, so soll man solchen nicht als Weltmenschen betrachten." Bezüglich der Swane Rütgers sagte er: „Wenn ein Gatte bei einem andern, der gebannt ist, seines oder ihres Glaubens leben kann, in allen Wegen fromm ist und vor Gott und der Gemeinde unsträflich wandelt, so soll mich der Herr behüten, sie mit dem Bann zu richten." In solchem Falle scheint also Menno die Sache dem Gewissen des Betreffenden überlassen zu haben, — was mit seinem so schön gesprochenen Wort stimmt: „Der Dienst des Neuen Testaments ist kein Dienst des Buchstabens, sondern des Geistes."

In der Obrigkeit erkannte er unumwunden eine göttliche Ordnung. Er sagt: „Wir suchen, lehren und vermahnen, daß alle Obrigkeit so gelehrt werden möge durch Gottes Geist und Wort, daß sie ihren Dienst recht verwalte und das Schwerdt, das ihnen von Gott gegeben ist, rechtschaffen führe zur Beschirmung der Guten und Bestrafung der Bösen, wie Moses, Josua und Hiskia gethan." Das Recht, das Schwerdt für die Obrigkeit zu führen, hat er seinen Genossen nicht zugesprochen. Jedenfalls aber hat sich keine Veranlassung gefunden, über diesen Punkt eine genaue Auseinandersetzung zu liefern.

Der **Grundgedanke**, von dem Menno Simons in seinem ganzen Wirken ausging, war das heilige Leben, das er bei den andern Kirchen nicht fand. In jedem Christen steht ein aus Gott geborener, neuer Mensch vor ihm, der sich von

allem Bösen scheidet und in ernstem Ringen nach der Heiligung in Christi Bild hinein wächst. Eine bloße, reine Lehre und äußere Kirchlichkeit genügte ihm nicht. Darum arbeitete er Gemeinden bildend. Gemeinden wollte er dienen, die heilig sein, frei vom Staat, stehend auf dem unmittelbaren Boden des Wortes Gottes und der Urkirche. Schön hat Oosterzee über diesen Standpunkt der Mennoniten gesagt: „Für alle Zeit bleibt es von Bedeutung, daß seit der Reformation eine Kirchengemeinschaft besteht, welche eine inkarnierte Erinnerung an das Ideal des Reiches Gottes genannt werden kann."

109.

Menno Simons Bedeutung lag einmal in seinem Charakter, dann in seinem Wirken und 3. in seinen Schriften. In seinem **Charakter** zeigt sich eine gewisse Ängstlichkeit bei zähem Festhalten einmal ergriffener Grundsätze und großer Gemütstiefe. Er überlegte es lange, ehe er die römische Kirche verließ; ebenso ehe er das geistliche Amt bei seiner neuen Gemeinschaft übernahm. Ebenso beschuldigte man ihn der Unbeständigkeit in seiner Stellung gegen den Bann, indem ihn die Strengen, sowie auch die Liberalen als ihren Gewährsmann beanspruchten. Nach gewissen Berichten soll er sich noch auf dem Sterbebett darüber bekümmert haben, daß er die harte Anwendung des Bannes gebilligt habe und die Umstehenden ermahnt haben: „Werdet nicht der Menschen Knechte." Eine übertriebene Zähigkeit tritt in seinen Debatten mit den reformierten Geistlichen zutage. So sprach er dem Gellius Faber das Predigtamt ab, weil er als Geistlicher der Landeskirche keine Verfolgung zu tragen habe. Sein reiches Gemüt zeigt sich besonders in seinen Briefen. Daß er dabei auch sehr empfindlich sein konnte, beweist seine letzte Schrift. Aber abgesehen von solchen Schwächen, steht in ihm eine heilige Persönlichkeit vor uns, welche mit ganzer Seele das erstrebte, was sie andere lehrte.

Sein **Wirken** war der Ausdruck tiefinnerlicher Überzeugung, daß der Dienst am Wort seine ihm von Gott aufgetragene Lebensaufgabe war. Darum war ihm für seinen Beruf kein Opfer zu groß. Sich mit den oft gemächlich dahingehenden Geistlichen der Staatskirche vergleichend, sagt er einmal: „Wenn sie auf Betten und Kissen liegen, müssen wir uns in verborgenen Winkeln verstecken; wenn sie bei Hochzeiten und Kindtaufen mit Pfeifen und Trommeln prahlen, müssen wir uns versehen, ob nicht die Häscher da seien, sobald die Hunde bellen; während sie Doktoren, Herren und Magister gegrüßt werden, müssen wir hören, daß wir Wiedertäufer, Winkelprediger und Ketzer sind und müssen in des Teufels Namen gegrüßt sein." Die vielen Gemeinden, welche er ordnete, vermehrte und gründete, waren sein Ruhmeskranz am Ende seines Lebens. So bestimmt drückte er ihnen das Gepräge seiner soliden Eigenart auf, daß sein Name ihre Gesamtbezeichnung wurde.

Seine vielen **Schriften** erweisen ihn als einen überaus fleißigen und gewandten Schriftsteller. Ging ihm auch die Bildung eines Luther, Denk oder Hubmeier ab, so zeigte er sich doch im Altertum, in den Kirchenvätern und den Schriften der andern Reformatoren gut bewandert. Erasmus stand bei ihm in hohem Ansehen. Besonders aber hatte er sich in der heiligen Schrift heimisch gemacht, wußte hie und da auf den Grundtext zurückzugehen und sie mit großer Meisterschaft zu handhaben. Im ganzen schrieb er nur Gelegenheitsschriften. Er verteidigte seine Gemeinschaft gegen den allgemeinen Vorwurf, daß sie Münstersche Rotten seien; er wandte sich an die Obrigkeit mit rührenden Bitten, den wehrlosen Christen doch Toleranz widerfahren zu lassen; in anderen Schreiben stellte er in sachlicher Weise die leitenden Lehrsätze seiner Richtung dar, oder er warnte die Gemeinden vor neu auftretenden Häresien. Recht umfangreich waren seine Schriften polemischer Art, namentlich gegen Jo-

hann a Lasko und Gellius Faber. In diesen versteigt er sich zu sehr spitzen und auch ungerechten Ausdrücken gegen sie, was zum Teil auf Rechnung der Derbheit der damaligen Verkehrssprache zu setzen ist, ebenso auf den Umstand, daß manche reformierte Geistliche, wie z. Butzer in Straßburg, die Täufer für ihre Kirche zu gewinnen wußten. Einige seiner Schriften enthalten persönliche Auseinandersetzungen mit seinen Gegnern. Im ganzen schrieb er sehr volkstümlich, und zwar in dem sog. „Oostersch,“ dem Dialekt an der Ostseeküste. Bald waren seine Schriften bei allen seinen Genossen bekannt, sogar bei den süddeutschen. Überall erkannte man in ihm eine in seiner Richtung epochemachende Persönlichkeit. Neben Hubmeier ist besonders er es gewesen, der den Täufergemeinden einen bestimmten Lehrbegriff gab und sie durch einfache, aber feste kirchliche Linien von den andern Konfessionen abgrenzte.

110.

Als **die bedeutendsten Mitarbeiter Mennos** merken wir ns Obbe und Dirk Philipps, Leendert Bouwens und Gillis v. Aachen. Die beiden ersten waren auch Friesen. **Dirk Philipps** war um 1504 zu Leeuwarden geboren. Er erwarb sich eine tüchtige Bildung, besonders in Latein und Griechisch, so daß er hierin Menno überlegen war. Durch zwei Reiseprediger des Jan Matthys kam er zur Erkenntnis der römischen Irrtümer. Diese weihten Obbe Philipps zum Predigtamt, nnd dieser ordinierte dann seinen Bruder. Beide erkannten von vornherein, daß die Umsturzideen der Münsterschen nicht schriftgemäß seien, und so wurden sie die Führer der stillen Täufer, obschon ihnen bald von der andern Seite der Tod geschworen wurde. Später trat Obbe Philipps wieder zur römischen Kirche zurück. Um so entschiedener stand sein Bruder zur evangelischen Wahrheit. Um 1543 finden wir ihn in Emden, wo man seine Genossen nach seinem Namen nannte. Später kam er als **Ältester** nach

Danzig und wirkte hier längere Zeit. Er war sehr streng in seinen Auffassungen und huldigte auch den extremen Ansichten über den Bann. Er schrieb hierüber eine eigene Schrift; ebenso eine über die Ehe. Man sammelte diese und andere seiner Abhandlungen in einem eigenen Werke unter dem Titel: „Enchiridion." Seine Schreibweise ist nicht so volkstümlich wie Menno Simons. Zu Ende seines Lebens reiste Dirk Philipps noch einmal nach Emden, um hier die Friesen mit den Flamingern zu versöhnen. Aber die Friesen sprachen den Bann über ihn aus, und so ist er hier wohl traurigen Herzens i. J. 1570 gestorben.

Leendert Bouwens war ein sehr energischer, aber auch äußerst schroffer Mann. Er wirkte in Holland, Groningen und Friesland und soll an 10,000 getauft haben. Leider aber ist das Andenken an ihn durch seine unversöhnliche Haltung in der Bannfrage getrübt. Er soll auch Menno sehr dahin beeinflußt haben, und als sich dieser mildern Ansichten zuneigte, gesagt haben: „Er ist uns noch nicht über den Kopf gewachsen." Ob Menno dann aus Furcht, von ihm auch gebannt zu werden, die strengere Ansicht als Lehrsatz festgehalten hat, ist nicht klar nachzuweisen. Wahrscheinlich wäre das Schisma von 1557 vermieden worden, wenn Bouwens maßvoller aufgetreten wäre.

Gillis v. Aachen war in seinen jungen Jahren römischer Priester an der niederländischen Grenze. Im Jahre 1533 trat er zu den Lutheranern über, ließ sich aber bald verlocken, nach Münster zu wandern. Die Sache klang ihm zu herrlich, als daß er sie sich nicht hätte ansehen mögen. Er wurde jedoch aufgefangen und führte nun jahrelang bei Köln herum ein Wanderleben. Von seinen Irrtümern muß er sich aufrichtig bekehrt haben. Denn Menno Simons hat ihn ordiniert und zu seinen Mitar-

beitern gezählt. Er wirkte sehr erfolgreich in den Niederlanden. Im Jahre 1557 wurde er gefangen genommen und nach Antwerpen gebracht. Hier ließ er sich zum Widerruf verleiten, nahm denselben aber zurück und erlitt standhaft den Märtyrertod.

111.

Ein Überblick über die norddeutschen und niederländischen Täufer und Mennoniten um etwa 1500 zeigt uns, daß man sich damals in einer Periode der **Selbstverfestigung** befand, leider aber auch in einer gewissen **Zersetzung**.

Die Zeit des raschen Wachstums der Gemeinden war vorüber. Es fehlten die Männer der feurigen Impulse der ersten Tage, und durch die Münstersche Katastrophe war der gemeine Mann mißtrauisch gegen die Täuferrichtung geworden; mithin fanden deren Apostel nicht leicht willkommene Aufnahme. Zudem standen die Regierungen der Bewegung fertiger gegenüber als früher, sie da zu unterdrücken, wo man nichts davon gewähren lassen wollte.

Ganz naturgemäß fanden sich daher die Gemeinden veranlaßt, nicht sowohl nach äußerer Ausdehnung zu streben, als vielmehr das Bestehende zu erhalten und zu pflegen. Man mußte noch immer gegen die schwärmerischen Elemente auf seiner Hut sein, namentlich gegen die David-Joristen; ebenso galt es, neuen Häresien zu wehren. Wegen trinitarischer Irrlehren that ja Menno Simons 1547 seinen Mitältesten Adam Pastor in den Bann. Auch gegen die reformierte Geistlichkeit hatte man warnend dazustehen, weil sie die Täufer zu sich hinüber zu gewinnen sich bemühte. Damit ergab sich die Notwendigkeit, feste Bekenntnissätze und kirchliche Ordnungen zu entwickeln, um einem schrankenlosen Individualismus zu steuern und die schriftgemäße Richtigkeit der eigenen Stel-

lung auch Außenstehenden nachzuweisen. Beides war durch Menno Simons und seiner Mitarbeiter Wirken und Schriften sehr gefördert worden und arbeitete sich weiter aus in der Feststellung eigentlicher Glaubensbekenntnisse. Das erste Schriftstück dieser Art war das Konzept zu Köln vom Jahre 1591. Hier einigte man sich auch darauf, solchen nicht noch einmal die Taufe zu erteilen, welche bei den Melchioriten, Battenburgern u. s. w. getauft worden waren.

Die Historiker reden von einem großen Umschwung, welcher sich um diese Zeit bei der Täuferrichtung vollzogen hat. Früher, heißt es, hätten sie sich für eine weltumfassende Mission begeistert, nach 1550 seien sie zu einem weltflüchtigen Konventikel zusammengeschrumpft, der seine geistige Kraft in der Aufstellung und Anwendung strenger Sittengesetze vergeudete. Es liegt viel Wahres in dieser Behauptung, aber auch Übertriebenes. Die stillen Täufer waren in ihren Reformplänen durchaus bescheiden. Aber zu einer weltflüchtigen Stellung zwang sie die Verfolgungswut der Regierung gegen sie. Dann ließ sie bald ihre eigene Entwicklung aus dem Rahmen einer engen kirchlichen Häuslichkeit nicht herauskommen. Es fehlte ihnen bald an vorgebildeten Kräften, nach innen oder außen tiefgehend zu wirken. Menno Simons und seine Mitarbeiter kamen aus den höhern Schulen der römischen Kirche. Ihren Nachfolgern gingen die wissenschaftlichen Kenntnisse bald sehr ab, und da man einen eigentlichen Predigerstand nicht für angemessen fand, so mußte man sich auf eine sehr bescheidene Selbsterhaltung beschränken. Auf den Synodalversammlungen berieten meistens nur die Ältesten und stellten Vorschriften auf, deren Verletzung mit dem Bann bestraft wurde. Somit blieb ein wesentliches Stück des Gemeinde-Christentums hier unentwickelt, — die Beteiligung der Brüder an der Lösung wichtiger Fragen. Die Regeln über

10

äußeres Verhalten gaben dem Christentum viel Schablonenhaftes. Freilich, vieles in dieser Hinsicht wäre anders gekommen, hätten die Gemeinden mit der äußern Kulturwelt mehr in Fühlung bleiben können. Somit war eine gewisse Zersetzung ihres Bestandes unvermeidlich. Daß sie sich trotzdem erhielten und ihrer Umgebung zum Segen wurden, zu weiteren Vereinigungen kamen und auch im Laufe der Zeit ihre kirchlichen Existenzfragen richtiger lösen konnten,— legt Zeugnis ab von der richtigen Grundlage, auf der sie standen, und von dem Geiste des gesunden Christentums, der unter ihnen wohnte und waltete.

XIII. Die konfessionelle Stellung der Täufer und Mennoniten.

112.

In den **Grundgedanken der Täufer** tritt uns ein biblischer Radikalismus entgegen, der in der Reformation nicht auf halbem Wege stehen bleiben wollte. Man ging darauf aus, eigene, vom Staat unabhängige Gemeinden zu bilden. Nur gläubige Christen sollten zu diesen gehören. Von einer ausführlichen Dogmenbildung sah man ab. „Man möge nicht alle Dinge mit der Erkenntnis erfassen wollen, welche Gott sich vorbehalten hat," sagte Michael Sattler. In einfacher, praktischer Frömmigkeit sollte sich vielmehr der Geist der Gemeinschaft bewähren. Eine solche Stellung erklärt es, daß ihr gewisse Irrtümer, die sich bei einigen fanden, oft lange nicht gefährlich wurden. Was nicht auf das praktische Leben wirkte, erschien bedeutungslos. Aus den gerichtlichen Protokollen ergibt sich nun vor allem, daß die Täufer beanspruchten, apostolische Christen zu sein. Am neuen Testament und an der Urkirche wollten sie ihr Lehren und Thun messen. Christi Wort insonderheit sollte entscheiden. „In den Himmel wird derjenige kommen, welcher Christo nachfolgt," — hieß es bei ihnen. Daher stand auch der Jakobusbrief bei ihnen in hohem Ansehen. Neben dem äußern Wort betonten sie aber auch sehr eine innere Offenbarung, die das Wort erst recht klar mache, nach Matthäus 18, 18. Sie meinten, diese Stelle sichere ihren Gemeinden die Erleuchtung von oben zu, welche die römische Kirche für ihre Kardinäle und Bischöfe in Anspruch nahm. Taufe und Abendmahl waren ihnen Sinnbilder und Zeichen innerer Vorgänge und göttlicher Zusicherungen. Man drang auf gründlichen Unterricht bei jung und alt in der Heilswahr-

heit und hielt sehr hoch von der Gemeinschaft der Gläubigen. Die Gemeinde sollte ein Bruderbund sein, in der gegenseitige Liebe jeden glücklich machte. Die waldensischen Gemeindeordnungen lebten besonders im südlichen Deutschland auf. Da treffen wir wieder die reiche Gliederung der Einzelgemeinde und die vielseitige Synodalverfassung der alten Bruderschaften. Das niederländische Gemeindeleben ist weit steifer geartet. Am wenigsten scheint Menno Simons im Waldensertum heimisch gewesen zu sein, — zum großen Schaden der Richtung, die er in Fluß brachte.

113.

Gewisse Schwächen und Irrtümer der Täufer dürfen freilich auch nicht übersehen werden. Zu dringend forderten sie von vorneherein von allen Gliedern der Gemeinde manches, was sich erst im Laufe der Zeit als Frucht der persönlichen Frömmigkeit herausbilden sollte und gerieten so in ein gesetzliches Treiben. Ihre Verwerfung von Zins und Wucher war ja auch richtig, zeigte aber auch große kirchliche Ungeduld, die nicht warten konnte, bis sich die christlichen Grundsätze allseitig geltend machten. Sie setzten sich damit der Beschuldigung aus, als hätten sie vorzugsweise soziale Reformen im Auge.

Auch ihr Drängen auf buchstäblichen Gehorsam gegen die Schrift mußte ihnen verhängnißvoll werden. Sie übersahen oft, daß die biblischen Verhältnisse nicht auf unsere Zeit übertragen werden können. Was der Herr Matth. 10, 10 von den Aposteln forderte, das meinte man in der Schweiz allen Bekehrten zur Pflicht machen zu müssen. Somit entstand hier eine besondere Gruppe unter den Täufern, welche man die „Apostolische" hieß. Diese zogen umher — ohne Beutel oder Tasche, — ja einige sollen von den Dächern gepredigt haben. Da fehlte also manches am gesunden Schriftverständnis. Die Gemeinde in St. Gallen kam

schon früh zu Kleidergesetzen, drang damit aber nicht durch: denn sehr bestimmt erklärten andere, man kleide sich einfach nach Landessitte.

Besonders verhängnißvoll wurde den Täufern ihre unrichtige und auch — richtige Auffassung der Gütergemeinschaft. Die unrichtige Übung der Sache vernichtete förmlich den einen Hauptzug ihrer Richtung, — nämlich den der persönlichen Freiheit. Die Ältesten der mährischen Gemeinden wurden Päpste im kleinen. Die gesunde Pflege der gegenseitigen brüderlichen Mithilfe trug aber bei den anderen Gemeinden viel dazu bei, daß sich unlautere Elemente an sie anschlossen, um bei ihnen wirthschaftlich zu gewinnen.

Der sie umgebenden Welt und Kirche standen die Täufer in vielen Fällen zu scharf gegenüber. Sie übersahen oft, daß Christi Reich wohl nicht von dieser Welt ist, aber doch in derselben sich zu entwickeln hat, und daß ihm auch Kultur und Wissenschaft dienen können. Über die Kindertaufe erging man sich oft in zu wegwerfenden Ausdrücken, vergessend, seit wie kurzer Zeit erst bei vielen der richtige Erkenntnisstandpunkt gewonnen worden war. Auch gegen die Theologen der Staatskirche war man oft zu kritiksüchtig; es ging den Täufern eben oft die Zügelung ab, welche aus einer allseitigen Bethätigung der religiösen Anschauungen im öffentlichen Leben erwächst. Wo man sie aber nicht nach zufälligen Trübungen ihres Standpunktes beurteilt, sondern nach den allgemeinen Grundlinien ihrer Erkenntniß, da muß die biblische Richtigkeit ihres Standpunktes bald einleuchten.

114.

Zwischen den Täufern und den andern Protestanten konnte es darum zu keiner Verständigung kommen. Die Täufer setzten das Christentum nicht in ein neues dogmatisches Lehrgebäude, sondern in ein heiliges Leben. Sie hießen sich

„Heilige" und „Brüder," was ihnen sehr übel ausgelegt wurde. Sobald sie sich erst als eine eigene Richtung kirchlich geordnet hatten, traten Zwingli und Luther als ihre Gegner auf. Wohl hatte Luther seine reformatorischen Grundanschauungen aus der Mystik geschöpft und auch zu den böhmischen Brüdern intime Beziehungen gepflegt, aber diese tolerante Stellung vertauschte er nach 1524 mit einer steif konfessionellen. Im Verlauf seiner Reformation kehrte Luther in manchen Punkten zu den scholastischen Grundsätzen seiner Jugendzeit zurück. Da war es kein Wunder, daß er und die Täufer sich nicht zusammen fanden. Insonderheit schieden sie sich hinsichtlich vier Stücke von einander.

1. Luther leugnete unbedingt den **freien Willen** des Menschen. Nach ihm sind im gefallenen Menschen alle Keime des Guten zerstört; kein Funke sittlicher Kraft ist diesem geblieben. „Das menschliche Geschlecht ist nichts, denn ein verderbter und verfluchter Klumpen." Aus so einem Satz ergab sich eine sehr niedrige Ansicht von der menschlichen Vernunft. Luther erklärte sie für eine geborene Närrin, gottlos und gotteslästerlich. Es haben somit nach ihm die dem Menschen von Gott geschenkten geistigen Fähigkeiten keinen Beruf in dessen sittlicher Erneuerung. Der Mensch ist in Gottes Hand lediglich eine Maschine. Ja, Luther sagte ganz einfach, Gott wirke auch das Böse und regiere die bösen Wege gottloser Menschen.

Die Täufer dagegen erklärten bestimmt, daß auch der gefallene Mensch noch einen Zug zum Guten in sich trage, daß ihm ein freier Wille geblieben sei, um zwischen Bösem und Gutem zu wählen, — sonst würde Gott ihn nicht für seine Handlungen verantwortlich halten. Sie lehrten auch die Notwendigkeit der göttlichen Gnade bei der sittlichen Rettung des Menschen, — aber sie meinten, der Mensch selbst müsse dieselbe annehmen, oder abweisen.

Aus diesem Erkenntnispunkt ergab sich ihnen das Verständnis für die Erwachsenentaufe, der ja Zwingli, Ökolampadius und Farel, sowie auch Butzer längere Zeit sympathisch gegenüber standen.

115.

In der **Rechtfertigungslehre** kam Luther sodann zu Behauptungen, welche die Täufer nicht annehmen konnten. Den Lehrsatz von der Rechtfertigung durch den Glauben allein bildete Luther bis zur vollen Einseitigkeit aus. Er sah die große Aufgabe der christlichen Religion darin, dem Menschen die trostreiche Versicherung zu gewähren, daß ihm seine Sünden nicht angerechnet werden. Daß uns Christus zu seiner Nachfolge und damit hier auf Erden schon zu einem heiligen Leben berufen habe, trat in den Hintergrund. Man lehrte einseitig, Christus habe das Sittengesetz für uns erfüllt; nun werden uns seine Leistungen zugerechnet, wenn wir die Erkenntnis von ihm, sowie sie die Kirche vorträgt, im Glauben ergreifen. Wer an Christum glaubt, sein Wort gerne hört, der ist ein rechter Christ. Luther sagt wörtlich: „Das Evangelium fordert eigentlich nicht unsere Werke, daß wir damit fromm und selig werden, — ja, es verdammt solche Werke; es fordert nur Glauben an Christum."

Die Täufer ließen nun die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben bestehen, waren aber vor einer einseitigen Betonung derselben auf ihrer Hut. Sehr entschieden wiesen sie darauf hin, daß der Glaube ohne Werke tot sei und daß einem rechtschaffenen Glauben ein heiliges Leben folgen müsse. Sie wollten aufs ernsteste die Nachfolge Christi in der Gesinnung geübt wissen, welche der Herr von den Seinen in der Bergpredigt fordert. Schon solche Rohheiten und Grobheiten im Ausdruck, wie sie Luther in seinen Streitschriften so allgemein verwendet,

waren ihnen sehr unangenehm. Sie setzten das Wesen der christlichen Religion in die Liebe, und die Schriften Denks zeigen, wie allseitig sie diese Grundanschauung auszuprägen suchten.

116.

Der **Kirchenbegriff** war der dritte Punkt, bezüglich wessen die Täufer von den Reformatoren wesentlich abwichen. Luther und Zwingli richteten eine neue Staatskirche ein und lehrten, daß man der weltlichen Obrigkeit auch in kirchlichen Dingen gehorchen müsse. In den nun sich bildenden Landeskirchen nahmen Fürsten und Stadträte die Stelle der Bischöfe ein. Der Glaubenszwang wurde ein wesentlicher Zug des Protestantismus trotz allem Reden von Gewissensfreiheit. Man verlangte Bewegungsraum für die eigene Ansicht, sprach aber dieses Recht demjenigen ab, welcher eine andere Meinung hatte. Was die Landeskirche unter der Leitung des Fürsten oder Rates und dem Konsistorium an Lehrsätzen und Riten festgesetzt hatte, das sollte für jeden verbindlich sein. Die Prediger wurden Staatsbeamte und die Büttel Kirchendiener. Die Kindertaufe war für jeden ebenso verbindlich wie die Entrichtung der Steuern.

Die Täufer dagegen drangen auf Herstellung des apostolischen Gemeindelebens. Sie verwarfen beides — Priesterkirche und Staatskirche. Sie forderten volle Duldung in Glaubenssachen und völlige Trennung von Staat und Kirche. Sie sahen in der Gemeinde eine freie Vereinigung von Brüdern und Schwestern, welche in Christo ihren Meister erkannt hatten und ihm in einem heiligen Leben nachfolgen wollten. Dienende Liebe sollt einer dem andern entgegen bringen. Das schloß jeden Glaubenszwang aus. Der Obrigkeit wollte man gehorchen, aber sich von ihr in kirchlichen Dingen nichts vorschreiben lassen. Die Prediger sah man als Diener der

Gemeinde an; diese hat sie zu wählen, zu berufen, anzuerkennen; dieser sind sie verantwortlich; in keiner Hinsicht sollen sie Diener des Staates sein.

117.

Im Anschluß an seinen Kirchenbegriff bildete Luther eine zu weit gehende **Wertschätzung äußerer Bekenntnisse** aus. Der korrekte Lehrbegriff wurde ihm das vornehmste Mittel, den Menschen zum Glauben zu führen und darin zu erhalten. Die „reine Lehre“ erschien als der Hauptpunkt des Christentums. Er sagte: „Gebrechen und Fehler im Leben kann man übersehen, aber böse Lehre ist das größte Übel auf Erden. Das Leben mag unrein und sündlich sein, die Lehre muß lauter und rein sein.“ An den Glauben, an die reine Lehre und das Wort der Schrift knüpfte er die Seligkeit. Natürlich kam man zu der Frage, welches die reine Lehre sei. Luthers Anhänger fanden sie in Luthers Ansichten; Zwinglis und Calvins Genossen glaubten aber, in der Schweiz sei das Licht des Evangeliums am klarsten aufgegangen. In schroffster Weise machte Luther seine Autorität geltend. Was sich mit seiner Rechtfertigungslehre nicht vertrug, mußte unevangelisch sein. Daher nannte er den Brief Jakobi eine „stroherne Epistel.“ Dazu kamen andere Machtsprüche. Um z. B. die Leugnung der Willensfreiheit des Menschen zu stützen, stellte er den Lehrsatz von einem geoffenbarten und heimlichen Willen in Gott auf. Öffentlich bietet Gott seine Barmherzigkeit einem jeden an; heimlich aber ist es sein Wille, daß nur wenige zu ihm kommen. Wie das zugeht, soll man ihm anbefohlen sein lassen. Ebenso meinte er, Gott wirke auch das Böse. Den Verrat des Judas hätte Gott gewollt. Daß er trotzdem den Sünder strafe, sei sein souveränes Recht. Um sein Lehrsystem abzurunden, scheint sich Luther dazu

verstanden zu haben, bloße Ansichten als Offenbarungssätze aufzustellen und die Zustimmung zu denselben auf eine gleiche Stufe mit dem Glauben an die heilige Schrift zu setzen.

Kein Wunder, daß den Täufern die sogenannten Glaubensbekenntnisse überhaupt nicht sympathisch waren. Sie wollten die Forschung des Einzelnen in der Schrift nicht an die Lehrsätze irrtumsfähiger Menschen binden. Und wo es nötig wurde, allgemeine Glaubenssätze aufzustellen, da legten sie solche Arbeit in die Hände von Synoden, so daß sich nicht leicht eine Art päpstlicher Autorität begabter Führer herausbilden konnte.

118.

Ebenso erschienen Luthers Lehren über die Prediger und die Sakramente den Täufern sehr unrichtig. Als die Träger und Wächter der „reinen Lehre" stellte er in solcher Weise die Geistlichen hin, daß für eine Ausbildung des allgemeinen Priestertums kaum Raum blieb. Er machte die Pastoren zu einem Kanal der reinen Lehre, so daß das Anhören ihrer Predigten und der Empfang der Sakramente als die wichtigste Übung im Christentum erschien. Ihr persönlicher Glaube war für den Segen ihrer Wirksamkeit bedeutungslos. Er sagt: „Gott gibt sein Wort auch durch Buben und Gottlose; ja, es ist gefährlich, wenn er es durch heilige Leute gibt, weil die Unverständigen leicht an der Menschen Heiligkeit hängen. Davon ist keine Gefahr, wo es Judas, Caiphas oder Herodes predigen." Das subjektive Christentum vermochte er nicht gerecht zu würdigen. Er sagte: „Keine Rülze ist jetzt so grob, — wenn ihm etwas träumt oder dünket, so muß es der heilige Geist ihm eingegeben haben und er will ein Prophet sein". Sein ganzes Kirchenwesen gestaltete sich somit aristokratisch, wo die Hauptleitung bei den Geistlichen und Behörden, und nicht bei den Gemeinden lag.

Und in seiner Sakramentslehre blieb Luther sehr in römischen Begriffen hängen. Er behandelt die heiligen Handlungen wie mechanische Heilskanäle, so daß an ihnen der Heilsbesitz des Menschen gebunden erscheint. Er sagt: „Wo die Taufe und das Evangelium ist, da soll niemand zweifeln, es seien die Heiligen da und sollten es gleich eitel Kind in den Wiegen sein.“ Die Taufe sollte dem Kindlein die ersten Keime des Guten einpflanzen. Alle römischen Ceremonien wurden dabei festgehalten. Das Abendmahl erschien als eine Beruhigung des Gewissens und so wurde es vorzugsweise ein Sterbesakrament. — Schwenkfeldt sah in der lutherischen Sakramentslehre die Aufrichtung eines neuen Ablasses und meinte, daß in der neuen Kirche Zeichen und Ceremonien an Stelle der unsichtbar wirkenden göttlichen Kräfte getreten seien.

Die Täufer hielten nun auch hoch vom geistlichen Stande, aber die Ausbildung eines Klerus als eine Art eigener Zunft war ihnen nicht sympathisch. Sie betonten die Berechtigung und den Wert des subjektiven Christentums. Sie meinten, auch das stille Lesen der heiligen Schrift führe zu einer sichern Heilserkenntnis. Und von ihren Dienern am Wort verlangten sie ein entschiedenes heiliges Leben. So hoch ihnen auch die heiligen Handlungen standen, so waren sie doch der Meinung, daß der denselben anhaftende Segen unter Umständen auch auf eine andere Weise erlangt werden könne.

119.

Dazu kam der Unterschied des praktischen Christentums zwischen den sogenannten Protestanten und den Täufern. Da Luther und Zwingli kirchenbildend reformierten, so gingen die Massen zu ihnen über und deren ganze Änderung bestand oft nur in der Zustimmung zu einem neuen Glaubensbekenntnis. Ganz offen sagen ja heute lutherische

Theologen, daß Luther nur eine Verbesserung des Lehrstandes, des Gottesdienstes und der Grundlagen der Erziehung ins Auge gefaßt habe. Weiteres sollte kommen; aber zunächst wurde es in vielen Fällen mit dem sittlichen Leben eher schlimmer als besser. Luther selbst jammerte gelegentlich: „Wollte Gott, wir wären fromme Heiden!" Sehr energisch forderten daher die obrigkeitlichen Erlasse strengere Sittlichkeit, — besonders auch beim Klerus. Viele von diesen waren gewesene Mönche, welche unter dem Deckmantel evangelischer Freiheit ein wüstes Leben führten. Mit Recht tadelten die Täufer an ihnen, daß sie sich für ihre kirchlichen Dienste teuer bezahlen ließen, — daß sie oft „in gemalten Stüblein auf weichem Polster sich pflegten und mit goldnen Spangen und großen Sackärmeln prunkten." Menno Simons rügte an den Lutheranern, daß sie immer nur vom Glauben redeten und nicht von guten Werken; ja, er meint, bei Türken und Tartaren könne es nicht gräulicher hergehen als bei ihnen. Er sagt, daß Pracht und Hoffahrt, Fluchen und Schwören, ja Unzucht und Blutvergießen bei ihnen im Schwange gehe, und daß man da schon ein guter Christ sei, wenn man beim Wein- und Bierglas tapfer mitschreie: „Des Papstes Strick ist zerrißen und wir sind frei." Kommt dann jemand und dringt auf einen heiligen Wandel, so muß er sich einen Rottengeist, Schwärmer, Sakramentsschänder und Wiedertäufer schelten lassen.

Viele ernste Protestanten wurden ja mißtrauisch gegen ihre eigene Bewegung. In seiner letzten Schrift sagt Dr. Staupitz i. J. 1524: „Man bildet jetzt den Menschen einen thörichten Glauben an und trennt vom Glauben das evangelische Leben. Aber derjenige glaubt gar nicht an Christum, der nicht thun will, was Christus sagt." Luther sah zuletzt in ihm einen Abgefallenen und meinte, Gott habe ihn gewürgt. Aber Staupitz hatte viele Gesinnungs-

genossen. Auch Hans Sachs griff Luthers einseitige Rechtfertigungslehre scharf an. Auch Osiander kam ganz von der Betonung eines bloß äußern Glaubens ab und meinte, die Wittenberger Auffassung dieser Sache mache den Menschen sicher und ruchlos.

Weil nun die Täufer von einer staatlich überwachten Reformation ganz absahen, so kamen sie gar nicht in die Gefahr, einer äußern Kirchlichkeit das Wort zu reden, so daß das eigentliche Wesen des Christentums als preisgegeben erscheinen konnte. Sie erblickten in der einfachen Betonung eines heiligen Lebens eine sichere Gewähr für den gesunden Fortbestand der Kirche — und nicht in einem schroff abgefaßten dogmatischen System.

120.

Eine Sonderkirche, als ein selbstständiger Zweig des Protestantismus, war daher das Ziel des Täufertums. Vom Staatskirchentum fühlte man sich nicht befriedigt. Die Täufer sagten: „Mit der Reformation der Landeskirchen ist es, wie wenn man einen alten Kessel flickt, da das Loch nur ärger wird. Damit haben sie ein frech Volk erzogen. Dem Papst haben sie den Krug aus der Hand geschlagen, die Scherben aber selbst festgehalten.“ Die Täufer vertieften sich in das Bild der apostolischen Gemeinde. Da fanden sie keinen Zwang in Glaubenssachen; da gab es kein staatlich bevormundetes Kirchenregiment; da hatte man noch kein so abgeschlossenes Lehrsystem, daß für ein Tasten und Suchen nach weiterer Erkenntnis kein Raum blieb; da zeigte sich ein Wachsen in der Gnade und ein entschiedener Ernst in der Nachfolge Christi. Da waren feste, von der Welt gesonderte, Gemeinden. Solche wollten auch sie bilden. Und von der Richtigkeit einer solchen Auffassung der Kirche hat Luther selbst Zeugnis abgelegt, wenn er sagt: „Diejenigen, so mit Ernst wollen Christen sein

und das Evangelium mit Hand und Mund bekennen, müssen mit Namen sich einzeichnen und abgesondert von allerlei Volk in einem Haus allein sich versammeln — zum Gebet, Lesen und Taufen, das Sakrament zu empfangen und andere christliche Werke zu üben. Hier könnte man auch die, welche sich nicht christlich hielten, kennen, strafen und in den Bann thun. Hier könnte man den Christen auch ein gemeinsames Almosen auflegen, das willig gegeben und unter die Armen ausgeteilt würde." Luther klagt darüber, daß er eine solche Gemeinde noch nicht errichten kann, — „denn ich habe noch nicht die Leute dazu, sehe auch nicht viele, die dazu drängen." Die Täufer fanden solche Leute und ihre Gemeindeverfassung entsprach gerade so einem Ideal. Sie glaubten an den stillen Sieg des Reiches Gottes und waren bereit, auch einen Leidensweg zu gehen, ja, sie fanden die gegen sie in Fluß gebrachten Verfolgungen ganz natürlich. Ihr mit allen wesentlichen Zügen der Urkirche ausgestattetes Gemeindewesen vermochten sie daher nicht dem so mangelhaft dastehenden Staatskirchentum zum Opfer zu bringen.

121.

Die protestantischen Landeskirchen sprachen aber den Täufern das Recht ab, sich kirchlich selbständig zu bauen. In seiner ersten Periode von 1516—1524 vertrat Luther freilich liberale Anschauungen. Im Jahre 1522 schrieb er, „es sei gegen den Willen des heiligen Geistes, die Ketzer zu verbrennen, denn da würden die Henker ja die besten Doktores sein." Ebenso meinte er noch 1524, man lasse sie nur getrost und frisch predigen, denn es müssen Sekten sein. Aber nach dem Jahre 1524 kehrte er hinsichtlich seines Kirchenbegriffs auf seinen früheren scholastischen Standpunkt zurück. Er forderte nun die Verfolgung der „Ketzer" als ein Gebot des heiligen Geistes. Butzer sagte über ihn im Jahre 1535, Luther und die Seinen wollen lehren, daß durch das Anhören des

göttlichen Wortes und die Anwendung des Schwerdtes der Glaube gepflanzt werde. Auch der sonst milde Melanchton nannte 1531 die Täufer eine „teuflische Sekte“ und hieß ihre Verfolgung gut. Beide sonst so hochbegabte und -begnadigte Männer steckten noch erst in den Ideen über Gewissensfreiheit, die man für sich beansprucht, während man zur selben Zeit jeden Andersdenkenden verdammt.

Wäre ihre Autorität nicht eine so überragende gewesen, so wären tolerantere Ansichten einflußreich geworden. Es fanden sich bedeutende Stimmen, welche der kirchlichen Versöhnlichkeit Bahn brechen wollten. Sie kamen von Leuten, welche mit den Täufern in persönliche Berührung gekommen waren und deren christlichen Wandel bezeugen konnten. Bucer sagte, es sei ihm kein Zweifel, daß liebe Kinder Gottes unter ihnen seien. Auch Capito meinte, unter den Wiedertäufern wären selige und wahre Knechte Gottes. Sebastian Frank bemerkt, es seien unter ihnen viele fromme und einfältige Leute gewesen. Katharina Zell, die Gattin des Predigers Zell in Straßburg, aber sagte in einem Schreiben an die protestantischen Geistlichen: „Die armen Täufer werden gehetzt wie Wildschweine, so sie doch Christum mit uns bekennen; gebt doch Euch die Schuld, daß sie sich von uns trennen.“— Und der Landgraf Philipp von Hessen schrieb im Jahre 1530: „Ich sehe auch mehr Besserung bei denen, die man Schwärmer heißt, als bei denjenigen, welche lutherisch sind.“ Wie ganz anders hätte sich die Geschichte Deutschlands gestaltet, wenn die Grundanschauungen des Täufertums die Bewegungsfreiheit gefunden hätten, welche sie verdienten! Aber erst auf Umwegen haben sie sich zur Geltung empor zu ringen vermocht; sie stecken heute in den tiefsten Problemen, mit welchen sich das kirchliche Leben Deutschlands zu befassen hat.

XIV. Irrige Ansichten über den Ursprung der Täufer und Mennoniten.

122.

Die Frage nach dem Ursprung der Täufer hängt eng mit dem Verständnis der Gründe zusammen, welche die römische und protestantische Kirche veranlaßte, sie zu verfolgen,—als ob sie die gefährlichsten Menschen seien, gegen deren Treiben sich Staat und Kirche verbinden müsse. Daß Rom das Schwerdt gegen sie predigte, kann bei dessen traditioneller Feindschaft gegen die Wahrheit nicht befremden. Von römischer Seite wären die Täufer angegriffen und bitter verfolgt worden,—einerlei, ob sie aus dem Mittelalter oder aus dem 16. Jahrhundert stammten. Bei einigen Römlingen mag sich die Idee gebildet haben, sie wären jüngsten Datums und für ihr Bestehen sei niemand anders als **Luther** selbst verantwortlich zu halten; denn von diesem habe sich Thomas Münzer seine wirren Reformpläne geholt und die Täufer seien samt und sonders Münzers Nachfolger und Genossen. Bei den meisten römischen Theologen und Juristen dagegen galten die Täufer für längst verdammte Häretiker. Ihnen erschien das Täufertum als eine Verjüngung der mittelalterlichen, von der Kirche als deren Grundschaden gebrandmarkten Sekte, über deren Stand und Wert kein Wort mehr zu verlieren sei.

123.

Die **Protestanten** dagegen betrachteten mit Vorliebe die Täufer als ein Produkt des 16. Jahrhunderts. Die sogenannten **„Zwickauer Propheten“** sollten ihren Anfang bezeichnen. Diese „Schwarmgeister,“ wie sie Luther bezeich-

nete, — Storch, Stübner u. a. — die sich besonderer Offenbarungen rühmten, veranlaßten ja i. J. 1522 mit Karlstadt den bekannten Aufruhr in Wittenberg, der Luthers Flucht von der Wartburg bewirkte. Als ihren gelehrigsten Schüler und echtesten Gesinnungsgenossen sah man Thomas Münzer an, der 1524 in Schwaben den entsetzlichen Bauernaufruhr ins Werk setzte und 1525 geschlagen, gefangen genommen und hingerichtet wurde. Er sollte, während seines Aufenthalts an der Grenze der Schweiz und in der Schweiz selbst, die namhaftesten Schweizer Täufer — Grebel, Manz, Blaurock, — gegen Zwingli aufgestachelt haben. Von der Schweiz aber sollte die Bewegung den Rhein hinab getragen worden sein.

Eine solche Darstellung der Entstehung des Täufertums findet sich noch heute bei den meisten protestantischen Kirchenhistorikern. Von jeher war es ja der zur äußern Macht und Gewalt gelangten Kirche äußerst sympathisch, die von ihr abweichenden Richtungen als schlimme Sekten hinzustellen und ihren Ursprung möglichst dunkel zu malen. Ein sorgfältiges Prüfen der Sache war da nur selten ein Bedürfnis. Und daran fehlt es heute noch sehr. Denn dann müßte man bald festgestellt haben, daß die Schweizer Täufer mit ihrem Programm längst fertig waren, als sie mit Münzer in Berührung kamen und daß sie von einem bewaffneten Aufruhr nichts wissen wollten. Somit kann Erbkam kaum anders als, — nachdem er zuerst Münzer als einen Träger des Täufertums bezeichnet hat, — sich selbst zu korrigieren und zu bemerken, daß er doch eigentlich nicht als ein echter Wiedertäufer zu betrachten sei. Der berühmte Ritschl aber will die Quelle des Täufertums in dem römischen Lebensideal des Franziskanerordens finden, daß irgend ein bedeutender Führer der Täufer aus diesem Orden stamme, vermag er freilich nicht nachzuweisen.

124.

Wenn aber das **konfessionelle Interesse** in der gegenwärtigen kirchlichen Geschichtsschreibung eine so wesentliche Rolle spielt, was muß man dann von den Historikern des 16. Jahrhunderts erwarten! Wenn es heute schwer fällt, mit dem Jahrhunderte alten Schutt von Vorurteilen und Verleumdungen aufzuräumen und die Thatsachen reden zu lassen, anstatt Geschichte zu machen — selbst auf die Gefahr hin, daß manche, sonst hochverehrte Persönlichkeiten, etwas von ihrem Ruhm verlieren: wie wenig historische Unbefangenheit ist da den Chronisten jener Tage zuzumuten! Ist doch die römische Geschichtschreibung noch heute ein Stück Selbstverherrlichung auf Kosten der Gegner. Die Mythe von Luthers Selbstmord wird dem römischen Volk noch heute vorgetragen und bereitwilligst geglaubt. Im ganzen Mittelalter aber war im ganzen der historische Bericht über einen Gegner eine Verteidigung des eigenen Standpunktes. Da hielt man leicht die schlimmsten Gerüchte über die Andersdenkenden für geschichtliche Fakta. Das zeigt sich auch in den protestantischen Darstellungen des Täufertums im 16. Jahrhundert.

Es erschienen damals so ziemlich gleichzeitig zwei Werke über den Ursprung und das Wesen der „Wiedertäufer," — das eine von **H. Bullinger**, dem Nachfolger Zwinglis in Zürich und das andere von **Justus Menius**, einem intimen Freunde Luthers, der freilich später schlimme Wege ging. Aus diesen Werken schöpften ihre Zeitgenossen ihre Kenntnis über die „Wiedertäufer" und manche Historiker thun es noch heute. Von irgend einem tiefern Eingehen auf die eigentlichen Grundideen der Bewegung findet sich hier aber kaum ein Schatten, vielweniger ein besonnenes Urteil über dieselbe. Irrige Ideen und lächerliche Übertreibungen einzelner werden der ganzen Richtung zur Last gelegt und was sich bei derselben von Tugend zeigt, soll

vom Teufel stammen. Nicht wie Historiker stehen sie den Täufern gegenüber, sondern wie Richter, welche ihnen ins Herz schauen können. Menius sagt: „Wenn die Täufer vorgeben, sie hätten den rechten Gottesdienst, so erkläre ich einfach, daß sie daran lügen und Gottes Wort greulich lästern.“ Auf solche Weise aber hat er nach Luthers Ansicht der „Wiedertäufer Ketzerei“ so gründlich widerlegt, daß „es einer Kuh einleuchten müßte, wenn sie Verstand hätte.“ Die ganze bodenlose Rohheit jener Tage wurde in der Polemik gegen die Täufer angewendet und die auf solche Art sich ergebenden Ansichten galten dann für geschichtliche Fakta.

125.

Das **Staatskirchentum** verteidigte also seinen eigenen Standpunkt, wenn es die Täufer angriff und verfolgte. So ein Thun galt ja in der römischen Kirche für richtig, und die Reformatoren blieben zunächst in denselben Ideen hängen. Somit mußte von vornherein sowohl Lehre als auch Verfassung und Kultus der Täufer unrichtig sein. Ihre Weigerung, scholastisch formulierte Lehrsätze für unbedingt richtige Schriftwahrheiten anzunehmen, legte man ihnen als Unglaube zur Last. Ludwig Hätzer gilt somit noch heute in der Dogmengeschichte als ein Leugner der Trinität. Ebenso hieß es, die Täufer glaubten an keinen Teufel, weil sie die neugeborenen Kinder nicht als vom Teufel besessen betrachten wollten. Daß sie Münzers Genossen seien, hielt man aus dem Umstand für erwiesen, daß sie, wie dieser, die Kindertaufe verwarfen. Ohne nähere Prüfung der Sache erklärten Luther und Genossen das Täufertum für eine Bewegung, welche aus den allgemeinen Gährungen des Volkslebens jener Tage wie ein wilder Schößling emporgewachsen sei, und sein Selbstgefühl und Mangel an Sanftmut und Gelassenheit ließ ihn zu den schärfsten Urteilen über die Täufer kommen. Er meinte:

„Man kann diese Ungeheuer weder durch Schwerdt noch Feuer bändigen; sie verlassen Weib und Kind, Haus und Hof für ihre Sache.“ Und auch Melanchton erklärte ihren Todesmut für eine Verstockung des Teufels und hielt dafür, daß „diese teuflische Sekte“ erbarmungslos zu vertilgen sei. Es geht nicht anders als anzunehmen, daß beider Reformatoren Urteil anders ausgefallen wäre, wenn sie den Ursprung des Täufertums gekannt hätten. Luther sagte gelegentlich im Jahre 1528: „Ich weiß noch nicht recht, was die Täufer für Ursache und Grund ihres Glaubens haben.“ Sehr mit Recht tadelten darum die Täufer an ihm, daß er sie verdamme, ohne sie zu kennen.

126.

Über den Ursprung der Mennoniten bildeten sich daher ganz naturgemäß ebenso irrige Ansichten, wie über den der Täufer, ihre Vorfahren und Zeit- und Gesinnungsgenossen. Daß Täufer und Mennoniten dieselbe Bewegung bezeichnen, wurde übersehen oder unrichtig aufgefaßt, je nachdem es den Gegnern am besten paßte. In vielen Fällen ließ man das Täufertum mit der Münsterschen Katastrophe endigen. Mit Menno Simons sollte dann eine ganz neue Richtung begonnen haben. In den meisten Kirchengeschichten unserer Tage bringt man jedoch das Täufer- und Mennonitentum in eine solche Beziehung zu einander, daß die letztere Bewegung als der matte Ausgang der ersteren erscheint. Nach dieser Auffassung hat sich die gesamte **Entwicklung des Täufertums** ganz dramatisch in folgenden Akten vollzogen: 1. Das Auftreten der Zwickauer Propheten; 2. Der Bauernkrieg mit Thomas Münzer an der Spitze; 3. Die Schweizer- und süddeutsche Täuferbewegung als eine Auflehnung gegen bestehende soziale und kirchliche Ordnungen, geleitet von schwärmerischen Ideen und Führern; 4. Die Münstersche Katastrophe als Siedepunkt

der ganzen Bewegung; 5. Sammlung der zersprengten Reste durch Menno Simons, welcher mit denselben die stillen Gemeinden seines Namens begründet. Nach dieser landläufigen Ansicht erscheint das traurige Ereignis zu Münster ganz und gar als ein Produkt der eigentlichen Täuferbewegung. Die Mennoniten gelten dann nur als zur Besonnenheit gelangte Münstersche Rotten, und der römische Möhler sagt, in jedem Mennonit stecke ein verkappter Münsterscher Wiedertäufer, — während der lutherische Büchner von vornherein die Richtigkeit der mennonitischen Grundsätze bezweifelt, weil — sie einer so trüben Quelle entstammen.

127.

Der geschichtliche Sachverhalt des Zusammenhangs der Mennoniten mit den Täufern ist jedoch ein ganz anderer, und die allgemein verbreitete Ansicht davon ist daher wesentlich zu korrigieren. So waren 1. die sogenannten Zwickauer Propheten keine eigentlichen Täufer, sondern Genossen eines verkümmerten Waldenserkreises; 2. Thomas Münzer war erst recht kein Täufer, sondern ein irre gehender Lutheraner. Er predigte das Schwerdt, ein Umstand, welcher den eigentlichen Grundsätzen der Täufer direkt widersprach; 3. das Schweizer- und süddeutsche Täufertum war eine Wiederauflebung des Waldensertums; 4. die in Münster zu den Waffen greifenden Täufer betraten damit den Standpunkt der andern Protestanten, bei denen der Glaubenszwang Lehrsatz war; 5. Menno Simons wurde erst durch die Hinrichtung eines Täufers zum Nachdenken über die Richtigkeit der Kindertaufe geführt. Er hat sich somit einer schon bestehenden Bewegung angeschlossen, und sein Name wurde als Parteibezeichnung auf seine Gesinnungsgenossen nur deshalb übertragen, weil er infolge seiner hervorragenden Thätigkeit und seiner Schriften als der bedeutendste Führer derselben erschien. Mit Jan Matthys hat er nur verkehrt, als derselbe

noch in richtigen Geleisen ging. Ebenso Obbe Philipps, der von Jan Matthys zum Ältesten ordiniert wurde und später Menno Simons zu demselben Amt weihte. Beide erklärten sich scharf gegen das schwärmerische Treiben des Harlemer Propheten und wurden daher von diesem mit dem Bann belegt.

Trotzdem werden bis auf unsere Tage die Täufer und Mennoniten mit der Münsterschen Rotte in eine unheilvolle Verbindung gebracht. Daß sie einige Punkte, wie die Taufe, mit ihnen gemeinsam hatten, mußte wie eine Schmach auf ihnen ruhen, sie überall anklagen und beständigen Angriffen aussetzen. Wenige denken darüber nach, wie sich nach so einem Verfahren das Urteil über die Protestanten zu bilden hätte, die in so vielen Punkten mit der römischen Kirche übereinstimmen.

XV. Woher stammen die Täufer und Mennoniten?

128.

Eine historisch zuverläßige Antwort auf diese Frage läßt sich jedenfalls am besten dadurch gewinnen, daß man in unbefangener Weise ihre eigenen Traditionen und Chroniken ins Auge faßt; sodann diejenigen Kreise kennen lernt, aus welchen ihre namhaftesten Führer stammen; 3. ihre wesentlichsten Lehrsätze und Glaubensbekenntnisse mit denen der alten Richtungen vergleicht, von welchen sie ihre Abstammung herleiten. 4. Die andern Spuren ihres Ursprungs untersucht, welche sich in ihrer eigenen Litteratur finden; und 5. die Zeugnisse prüft, welche Freund und Feind über ihre Herkunft hinterlassen haben.

129.

Die alten Traditionen der Mennoniten und Täufer weisen ihre Entstehung im 16. Jahrhundert entschieden ab und beanspruchen ihre Herkunft aus der apostolischen Zeit. In einer alten Täuferchronik heißt es: „Im J. 1525 hat die lang unterdrückte Kirche angefangen, das Haupt wieder emporzuheben und sich von der herrschenden Kirche loszulösen. Wohl haben Luther und Zwingli und andere ihres Anhangs alles niedergeschlagen, aber sie haben doch nichts Besseres aufgerichtet. Sie haben zum teil ein Licht aufgesteckt, demselben aber nicht richtige Folge gegeben, sondern sich an die weltliche Gewalt gehängt. Darum haben sie auch kein frömmer Volk als der Papst auferzogen. Ihre Lehre haben sie den Menschen mit dem Schwerdt aufnötigen wollen, so doch der Glaube nicht Gewalt des Menschen ist. Tileman v. Bracht hebt

es in seinem Sammelwerk v. Märtyrerakten ausdrücklich hervor, daß diese seine Richtung ihren Parteinamen sich nicht selbst gegeben hat, sondern daß ihr Name eigentlich ein anderer ist, nämlich: „Christen," „Christgesinnte" oder „Evangelische," wie sie von alther, ja seit vielen hundert Jahren genannt worden sind. Sehr entschieden erklärten die Täufer in der Schweiz in ihren Verhandlungen mit den Berner Predigern i. J. 1532, nachdem sie ihre Verfassung und Lehrsätze vorgelegt hatten: „Darum haben wir die rechte Kirche nach dem Brauch der Kirche zu der Apostel Zeiten." Von den oberdeutschen Täufern nimmt man gern an, daß sie ihre Grundsätze aus der Schweiz überkommen haben, aber die Aussagen ihrer Märtyrer weisen nicht dorthin als auf ihre kirchliche Heimat. Passau, Steyr und Umgegend waren umfangreiche Waldensersitze; die Ideen der Täufer bildeten also ererbtes Gut.

Es gehört mit zu den Eigentümlichkeiten der Täufer, daß sie über ihre Herkunft große Verschwiegenheit beobachteten. Wo sie sich jedoch frei hervorwagen durften, was zuerst in Holland der Fall war, da legten sie auch über diesen Punkt ein freimütiges Zeugnis ab. So sagten es die Mennoniten daselbst noch im 16. Jahrhundert frei heraus, daß ihre Richtung dieselbe Kirche sei, welche man längst vor der Reformation als „Ketzer" verfolgt habe. Man würde über diesen Punkt in ihren eigenen Chroniken mehr verzeichnet finden, wenn sie dieselben nicht so vorsichtig hätten schreiben müssen und wenn nicht so vieles davon vernichtet worden wäre. Was sich darüber jedoch findet, das hat so lange Anspruch auf Zuverläßigkeit, bis das Gegenteil davon erwiesen ist. Den Führern der Schweizer Täufer, Grebel, Manz, Blaurock u. a. lag die Idee fern, eine „neue Kirche" zu gründen. Sie als Väter ihrer Richtung hinzustellen in derselben Weise, wie man etwa von den „Vätern der reformierten Kirche" redet, ist durchaus nicht sachgemäß.

130.

Die namhaftesten Führer der Täufer kamen aus den Kreisen der alten Waldenser, ein Umstand, der für den Zusammenhang beider Bewegungen wesentlich wichtig ist, und der es auch erklärt, wie an den hauptsächlichsten Waldensersitzen so schnell große Täufergemeinden aufblühen konnten. Man denke an Hans Denk, Ludwig Hätzer, Hans Langenmantel, Hans Koch, Spittelmayr u. a. In Zürich wurde unter andern ein Hans Gredig verurteilt, der aus den italienischen Waldenserkreisen stammte. Die stillen Bruderschaften in Zürich und andern Städten standen mit den Waldensern in Oberitalien in einem gewissen Verkehr. Und wie allseitig die alten waldensischen Einrichtungen in dem süddeutschen Täufertum zum Ausdruck kamen, zeigt ja deren Geschichte. Andererseits kann es geschichtlich nachgewiesen werden, daß die „Wiedertäufer“ zu Münster so gut wie in gar keinem Zusammenhang mit den süddeutschen, schweizerischen und mährischen Gemeinden standen.

Auch die **Namen**, mit welchen man die Täufer belegte, beweisen ihren Zusammenhang mit den alten Bruderschaften. Dieselben Leute, welche man vor 1525 als Mitglieder der Ketzerschulen angriff, wurden nach dieser Zeit als „Täufer,“ „Wiedertäufer“ und „Anabaptisten“ verfolgt. Bullinger bezeugt, daß die Täufer vor 1525 „Spirituössen“ u. s. w. gescholten worden seien. Im Volksmund hießen die Täufer während des ganzen 16. Jahrhunderts „Katharer,“ „Grubenheimer,“ „Spiritualen,“ „Euchiten,“ „Libertiner,“ „apostolische Brüder,“ „Sabbatarier,“ u.s.w. Dieser Umstand stempelt sie als Gesinnungsgenossen der alten, sogenannten „Ketzergemeinden,“ deren Schmähnamen bis in das erste Jahrhundert hinabreichen.

131.

Die Glaubensbekenntnisse der Mennoniten, Täufer, Waldenser und deren Vorfahren zeigen eine so genaue Übereinstimmung mit einander, daß sie für die innere Verwandtschaft dieser Richtungen ein schwerwiegendes Zeugnis ablegen. Solche Historiker, welche hier eine Reihe selbstständiger „Sekten“ vor sich haben wollen, weisen freilich darauf hin, daß verschiedene Bibelleser zu denselben Ideen kommen können. Aber es handelt sich hier ja um grundlegende kirchliche Anschauungen, welche von der einen Richtung auf die andere vererbt wurde. Wie weit weichen die verschiedenen protestantischen Kirchenkörper von einander ab, welche sich doch alle auf die Bibel gründen wollen! Es müssen somit die Mennoniten und Täufer mit den frühern ihnen verwandten Richtungen durch einige markige Grundzüge in Verbindung stehen, die es beweisen, daß wir in ihnen eine und dieselbe Strömung vor uns haben, — nur in verschiedenen Entwicklungsstufen ihrer Geschichte. Als einen Hauptpunkt ihrer innern Verwandtschaft wollte man meistens die Erwachsenentaufe ansehen; die Bezeichnung „Täufer,“ „Wiedertäufer“ und „Anabaptisten“ entstand durch die Annahme, daß den so Bezeichneten die Spättaufe der wichtigste Punkt ihrer Eigenart sei. Aber so eine Ansicht war nicht richtig. Wohl verwarfen die Täufer Waldenser und deren Vorläufer bis hinab zu den Priscillianisten die Praxis der Kindertaufe, aber sie glaubten auch, daß in Zeiten schwerer Verfolgung gerade um der äußern Bekenntnistaufe willen die äußere Ceremonie wohl unterbleiben dürfe und noch auf der Synode zu Augsburg 1527 fanden sich Stimmen, die da meinten, man sei mit der allgemeinen Einführung der Erwachsenentaufe voreilig gewesen. Erst später, als man bei den Mennoniten Übergänger von einer Partei zur andern noch einmal taufte, erhielt diese Handlung eine, alle andere

kirchliche Eigentümlichkeiten überschattende, Wichtigkeit. Daß sich die holländischen Täufer selbst „Doopsgesinde,“ „Taufgesinnte“ nannten, d. h. solche, welche hinsichtlich der Taufe eigenartiger Gesinnung waren, stand also nicht in rechter Übereinstimmung mit den Grundanschauungen ihrer Vorfahren.

132.

Es sind eher Grundzüge ihrer kirchlichen Eigenart als Lehrsätze, was die Mennoniten und Täufer mit den Waldensern und frühern freikirchlichen Richtungen verbindet. Ein solcher Grundzug ist **erstens** gerade eine gewisse Abneigung gegen fest- — und besonders scholastisch formulierte Glaubensbekenntnisse. Sie stellten solche nur auf, wenn sie von Umständen dazu gedrängt wurden. Ein festgefügtes dogmatisches System war ihnen nicht sympathisch, weil da leicht menschliche Ideen zur Herrschaft gelangen und eine weitere freie Forschung sehr erschwert wird. Als einen **zweiten,** ihnen gemeinsamen Grundzug könnte man ihre Hochachtung gegen die Urkirche anführen. Die kirchlichen Einrichtungen des Herrn und seiner Apostel erschienen ihnen für alle Zeiten von größter Bedeutung. Sie hielten es für sehr unrichtig, sich von denselben auf dem Wege einer sogenannten „geschichtlichen Entwicklung“ so weit zu entfernen, daß die ursprünglichen Grundlinien schließlich verloren gehen mußten. Ihr Bestreben ging vielmehr dahin, die Einrichungen der apostolischen Zeit ganz einfältig so vollständig festzuhalten und nachzuahmen, wie irgend möglich. Damit hängt ein dritter Punkt zusammen und das ist die Bedeutung, welche Jesu Christi Reden, als die **„Herrenworte“** bei ihnen hatten. Was der Herr gesagt und befohlen hat, das sollte in erster Linie und vor allem gelten. Er hat den Eidschwur und die Rache verboten, dagegen von den Seinen Sanftmut und Liebe verlangt. Darum ist erst derjenige sein wahrer

Jünger, welcher es in diesen Stücken genau und ernst nimmt. Daraus ergab sich ihre allgemeine Verwerfung des Kriegswesens und ihre Abneigung gegen den Staatsdienst. Sie maßen das Alte Testament am Neuen; weil sie hier einen höhern Grad der Gottesoffenbarung erkannten als dort. Ebenso gingen ihnen die Ansichten frommer Männer nicht über das Bibelwort. „Die Bibel citier uns und nicht den Augustinus," riefen die Basler Täufer dem Oekolampadius zu und Menno Simons betonte immer wieder: „Einen andern Grund kann niemand legen, außer dem, welcher gelegt ist, — nämlich Jesus Christus." Das Wort Gottes zu kennen, in demselben daheim zu sein, war daher allen diesen Richtungen ein wesentliches Bedürfnis. Ein vierter Punkt ist ihr **Kirchenbegriff**, der sie zu Rom und auch dem allgemeinen Protestantismus in einen scharfen Gegensatz stellt. Die Kirche ist ihnen kein Rechtsinstitut, sondern eine freie Vereinigung solcher, welche an Christum glauben und ihm nachzufolgen sich bestreben. In allen ihren Glaubensbekenntnissen lassen sich diese Grundanschauungen erkennen und zwar in einer merkwürdig übereinstimmenden Weise. Schließlich legt auch die Wertschätzung des Ritus der **Handauflegung** bei diesen Gemeinden für ihren innern Zusammenhang Zeugnis ab. Durch diese Weihe ihrer Bischöfe fühlten sich die Waldenser in besonderer Weise mit der Urkirche verbunden. Und wie hoch die Täufer und Mennoniten bis herab in unsere Zeit von dieser heiligen Handlung gedacht haben und noch denken, zeigt ihre Geschichte und die gegenwärtige kirchliche Verfassung ihrer Gemeinden.

133.

Andere Spuren des gemeinsamen Ursprungs und des innern Zusammenhangs dieser Gemeinden finden sich hie und da zerstreut in ihrer Geschichte. Es hat sich von ihrer

eigenen Litteratur nur wenig erhalten; dies wenige legt aber doch davon Zeugnis ab, daß es nicht einfach sporadisch entstanden ist, sondern mit gemeinsamen Traditionen verwachsen ist, welche bis in die Urkirche hinabreichen. Der **Biblicismus** dieser Gemeinden führte sie in allen Perioden ihrer Geschichte dazu, sich Übersetzungen der heiligen Schrift in die Landessprache zu besorgen. Da ist es nun doch merkwürdig, daß diese gewisse Züge an sich tragen, welche ihren innern Zusammenhang bekunden. Die Bibelübersetzung der Katharer aus dem frühen Mittelalter zeigt Eigentümlichkeiten, welche in der provenzalisch-waldensischen Version und ebenso in der deutschen Übersetzung, — dem Kodex Teplensis, zutage treten. Dogmatisch wichtige Stellen enthalten sprachliche Ausdrücke, welche sich nur mit dem Hinweis auf einen alten, gemeinsamen Gegensatz zur herrschenden Kirche erklären lassen. Die beiden letzten Versionen enthalten zudem den sogenannten Laodicäerbrief, welcher bei den alten Waldensern für kanonisch galt. Der Korder Teplensis muß in den Schweizer „Ketzerschulen" gebraucht worden sein, das beweisen Denks Citate aus der heiligen Schrift. Und auch die Biestken Bibel in Holland bekundet eine Beziehung zum Korder Teplensis. Durch bloßen Zufall läßt sich dieser gemeinsame Zug in den Bibelübersetzungen dieser Gemeinden nicht erklären; vielmehr bezeugt er ihren apostolischen Standpunkt, auf dem man jeden einzelnen selbst im Worte Gottes suchen und forschen lassen wollte.

Ein anderer Umstand, der alle diese Gemeinden kennzeichnet, ist ihr **soziales Christentum.** Bei ihnen konnten sich keine Stände heranbilden. Sie vertraten zu allen Zeiten eine ideale Gütergemeinschaft. In ihren Kreisen kam es eigentlich bei keinem zu jenem tiefen Grad menschlichen Elends, den man — Verarmung nennt. Sie bemühten sich gemeinsam, um jedem unter ihnen ein gewisses

Maaß von irdischem Glück und Frohsinn zu verschaffen. Ihr demokratisches Gemeindeprinzip verhinderte es, daß ihre Reichen oder Gelehrten zu Einfluß und Ansehen kamen, welches andern drückend und beengend werden mußte. Man bemühte sich, thatsächlich ein Volk von Brüdern zu sein, das da fleißig wäre zu guten Werken.

134.

Dazu kommen **die Zeugnisse von Freund und Feind** über die Herkunft der Mennoniten, Täufer und Waldenser. In den meisten Fällen, wo dieselben geschichtliche Studien zur Grundlage haben, lauten sie dahin, daß wir in diesen „Sekten" eine aus der Urkirche stammende Richtung vor uns haben, welche sich im Gegensatz zu Rom bemühte, das Bild der apostolischen Gemeinden festzuhalten und deshalb den Weg der Verfolgung zu gehen hatte. Aber sie wußte sich immer wieder zu sammeln, neue Anhänger zu werben und den jüngern Generationen die aus der alten Kirche überkommenen Wahrheiten zu vermitteln. Sehr entschieden sprachen sich viele Autoritäten gegen die Ansicht aus, daß Münzer die Täuferbewegung in Fluß gebracht habe. Im J. 1528 sagte Luther gelegentlich, daß in seines Fürsten Lande noch nie ein Wiedertäufer gewesen sei und daß er ihren Glauben eigentlich nicht kenne. Der römische Historiker Cornelius sagte in sei er Geschichte des Münsterschen Aufruhrs, daß man Münzer nicht zu den Täufern rechnen dürfe. Dasselbe sagt Erbkam in seiner Geschichte der Mystik. Und Heberle, ein gründlicher Kenner des 16. Jahrhunderts, bemerkt, daß Münzer auf die Schweizer Täufer gar nicht eingewirkt habe. Dasselbe bezeugen Walch und Keim.

Ebenso bestimmt sprechen sich namhafte Forscher gegen die Annahme aus, daß ein Grebel, Manz und Blaurock etwa so ganz zufällig bei der Lektüre der heiligen Schrift

auf die Ideen geraten seien, deren Ausführung ihnen Lebenssache wurde. Vielmehr läßt man es gelten, was ihre Gegner damals über sie berichteten, daß in ihnen diejenigen Ketzer von neuem ihr Haupt erhöben, welche ehemals in Frankreich „Waldenser“, in Deutschland „Apostelbrüder“ 2c. genannt worden seien. In einem Edikt des Erzbischofs von Lyon vom Jahre 1525 heißt es: „Es wachsen jetzt aus der Asche des Waldus neue Sprößlinge zahlreich auf.“ In einem Gutachten des Erzbischofs von Köln an Karl V. im Jahre 1534 heißt es, daß sich die Wiedertäufer „rechte Christen“ nennen, daß sie die Güter teilen wollen 2c., wie denn dieser Leute teuflische Art allezeit gewesen ist, was die alten Historien und 1000 Jahre alten kaiserlichen Rechte bezeugen. Es sah also der Bischof in den Täufern eine Sekte, welche schon im Justinianischen Codex verdammt worden war. Dieselbe Ansicht bringt das Reichsgesetz von Speyer vom Jahre 1529 zum Ausdruck. Auch Bullinger bemerkt: „Sömliche, gar gründliche und schwere Irrtümer haben die elenden Lütt gemein mit den uralten, wüsten Sektierern, als den Novatianis, Katharis und dem Auxentio und Pelagio.“ Er meint freilich, die Täufer wüßten von diesen „Sekten“ nichts. Der Historiker Mosheim läßt den Anspruch der Mennoniten, von den Waldensern herzustammen, ohne weiteres gelten und bezeugt: „Die Waldenser lebten nach der Weise der jetzigen Mennoniten.“ Von neueren Forschern, wie Keller und Haupt, wird dieser Anspruch als so ziemlich erwiesen behandelt. Derselben Ansicht ist Müller in seinem Werk über die Täufer in der Schweiz. Er sagt sehr treffend, daß die dortige Täuferbewegung des 16. Jahrhunderts durchaus nicht den Eindruck macht, als sei sie nur der augenblickliche Erfolg einiger vertriebener Wanderprediger; die Bibelkenntnis dieser Leute datiere nicht erst von gestern her; im Gegenteil — in ihnen seien Traditionen aufgelebt, welche aus den alten Waldenserkreisen stammten. Oosterzee

sagt: „Es läßt sich beweisen, daß der Ursprung der Taufgesinnten viel weiter hinaufreicht und ehrwürdiger ist als der Protestantismus des 16. Jahrhunderts. Die große Übereinstimmung der Mennoniten und Waldenser hinsichtlich ihres Glaubensbekenntnisses und ihrer Sitten fällt bei jedem neuen Vergleich mehr ins Auge, so daß die enge Verwandtschaft beider Richtungen viel schwerer zu leugnen als sonnenklar zu beweisen ist."

135.

Abschließend läßt sich daher wohl sagen, daß nur Unkenntnis des Sachverhalts oder Bosheit die Historiker und Polemiker des 16. Jahrhunderts veranlaßt hat, die Täufer als eine neue, und sonderlich dem revolutionären Treiben dieser Zeit, entsprungenen Sekte hinzustellen und für sie die Bezeichnung „Wiedertäufer" oder „Anabaptisten" zu erfinden, um sie so schon mit einem verdächtigen Namen zu belegen. Und wer ihnen von den neueren Geschichtsschreibern darin folgt, der thut das meistens aus denselben Gründen. Weit richtiger ist jedenfalls die Annahme, **daß die Waldenser Täufer und Mennoniten vielmehr besondere Entwicklungsphasen einer und derselben Grundrichtung der christlichen Kirche darstellen.** Zeigt sich in der katholischen Kirche die — Priesterkirche, in den protestantischen Confessionen die Landeskirche, beide sehr das Alte Testament berücksichtigend, so haben wir in der genannten freien Richtung die **Gemeindekirche** vor uns, welche nicht ein Rechtinstitut aufbauen wollte, sondern eine Fortsetzung der vom Herrn und seinen Aposteln gestifteten freien Vereinigung solcher weiter bildete, welche aus persönlichem Antrieb Jesu Christi Jünger wurden. Sie selbst nannten sich einfach „Brüder" oder auch „evangelische Christen," oft auch „Altevangelische." Die geschichtlich wissenschaftliche Benennung, welche ihnen gegeben werden sollte, wäre, — und sollte sein: — **„Altevangelische Gemeinden."**

Daß sie nicht den schlechtesten Teil der Kirche ausmachen, muß als erwiesen gelten. Was sie an dem allgemeinen Teil der Kirche verwarfen, war der Glaubenszwang — und wo immer irgendwo wahres christliches Leben erblüht ist, da ist dieser Punkt ebenfalls zur Geltung gelangt. Viel Jammer wäre den christlichen Völkern erspart geblieben, hätte man auf diese Stimme gehört und Liebe und nicht Haß gegen solche gepredigt, welche Gott auf eine etwas andere Weise dienen wollten als diejenigen, welche die äußere Macht in Händen hatten. Aber die unselige Verbindung von Staat und Kirche ließ auch den Protestantismus Jahrhunderte lang in den alttestamentlichen Rechtsbegriffen der römischen Kirche hängen bleiben und so kam es, daß die Täufer und Mennoniten keine Bewegungsfreiheit finden und für die Ausbildung ihrer Grundsätze lange Zeit keinen Raum gewinnen konnten. In den meisten Fällen war ein kümmerliches Ringen um ihre Existenz ihr Loos. Wie treu sie trotzdem an ihrer Väter Bekenntnis festgehalten haben, das zeigt ihre fernere Geschichte bis herab in unsere Tage. Das große, reiche Kapital evangelischer Heilserkenntnis, von dem sie zehrten, ließ sie auch in den ungünstigsten Verhältnissen nicht völlig verarmen, bis auch für sie der Zeitpunkt gekommen ist, wo sie sich an eine Neubelebung und Wiederverjüngung ihres Bestandes machen können.

136.

Alle solche Erwägungen sollten aber einer versöhnlichen, dankbaren und brüderlichen Stimmung der Mennoniten gegen die andern Konfessionen keinen Abbruch thun. In wie vielen Fällen sind diese aus bester Meinung gegen die außerkirchlichen Richtungen aufgetreten! Und wie leicht man in ein totes Formwesen hinein geraten und gegen Andersdenkende lieblos werden kann, davon liefert ja auch die Geschichte der Mennoniten viele Beispiele. In wieweit die

andern daran schuld sind, daß sie bezüglich mancher Erkenntnispunkte nicht auf einfach neutestamentalischem Standpunkt stehen, wird der Herr der Kirche selbst bestimmen. Auch bei den Mennoniten ist ja das eine und andere zu finden, was sich eher so im Laufe der Zeit gestaltet als in der Urkirche sein Vorbild hat.

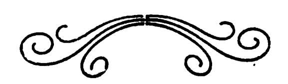
Vergessen wir es ferner nicht, daß der mennonitischen Gemeinschaft von einzelnen der andern Konfessionen große Dienste geleistet worden sind. Wie viele unter ihnen, Fürsten und Bischöfe, Grafen und Magistrate, — haben unsern verfolgten Glaubensgenossen Aufnahme und Vorrechte gewährt. Insonderheit ist unsere Geschichte von Männern aus jenen Kreisen, welche unsern Vorfahren höchst intolerant gegenüber standen, in berichtigter Auffassung dargestellt worden. So schrieb der **katholische** Historiker Cornelius eine Geschichte des Münsterschen Aufruhrs, in der er den eigentlichen Thatsachen weit mehr das Wort ließ als das sonst Roms Art ist. Das Nämliche kann man von Beck in seinen „Geschichtsbüchern der Wiedertäufer," Losert in seiner Biographie von Hubmeier u. a. rühmen. Aus der **lutherischen** Kirche haben Gelehrte wie Gottfried Arnold, Mosheim und Starke in anerkennender Weise über die Mennoniten geschrieben. Aus der **reformierten** Kirche haben Oosterzee, Müller u. a. dieses gethan. Und auf dem Gebiete des **Staatsrechts** finden wir in unsern Tagen Dr. Keller, den gewesenen Archivar in Münster, welcher mit unparteiischem Forschungssinn, erstaunlichem Bienenfleiß und genialer Kombiuationsgabe die eigentlichen Thatsachen der Geschichte unserer Vorfahren aus dem Schutt böswilliger Verleumdungen und tendenziöser Entstellungen herausgegraben hat, um — nach seiner eigenen Angabe, das Unrecht gut machen zu helfen, das man ihnen angethan hat. Daß ein preußischer Staatsbeamter zu solchen Arbeiten kommen konnte, hat natürlich großes Aufsehen erregt. Daß man ihn von

konfessioneller Seite scharf angerüffelt hat, andererseits die Ergebnisse seiner Forschungen ignorieren und totschweigen möchte, darf nicht Wunder nehmen. Es ist jedoch die Begründung seiner Behauptungen eine so durchschlagende, daß namhafte Gelehrte in seinen Pfaden wandeln, so Rembert und Nicoladani. Solche Verdienste um die Geschichte der Mennoniten sollten von diesen dankbar anerkannt werden.

Und in wie vielen Punkten stehen die Mennoniten den andern Konfessionen in der Art als eine Schwestergemeinschaft gegenüber, daß sie diesen nicht nur hat zum Segen werden können, sondern auch ihnen viel Anregung und Förderung verdankt. Halten wir darum in Einfalt und Treue fest an den uns vom Herrn geschichtlich übertragenen, besonderen Erkenntnißpunkten, betonen wir aber auch im Verkehr mit andern das Gemeinsame in solcher Weise, daß wir den Anbruch des Tages mit Freuden begrüßen werden, an dem der Herr die Seinen aus allen Teilen der Kirche zu vereinigen wissen wird als **eine Herde** unter **einem Hirten.**



Inhaltsverzeichnis.




Digitized by Google

